

**Wichtiger Hinweis für Benutzer/innen dieses Dokuments:**

Dies ist der unveränderte Originaltext meiner Diplomarbeit.

Allerdings entsprechen der Seitenumbruch und daher auch die Paginierung nicht dem Original.

Maria E. Reicher

Aachen, Mai 2018

Maria Elisabeth Reicher

# Kontingente Abstrakta

Zur Ontologie und Logik fiktiver Gegenstände

Diplomarbeit

Zur Erlangung des Grades eines

Magisters der Philosophie

an der Geisteswissenschaftlichen Fakultät

der Karl-Franzens-Universität Graz

Eingereicht am Institut für Philosophie

bei Univ.-Prof. Dr. Rudolf Haller

im Juni 1995

Ich danke

allen meinen Lehrern,  
insbesondere Univ.-Doz. Dr. Werner Sauer, Univ.-Doz. Dr. Heiner Rutte und Univ.-Doz.  
Dr. Hans-Georg Zilian,  
Univ.-Prof. Dr. Reinhard Kamitz, durch dessen Vorlesung über Probleme der Symbolisie-  
rung ich zu dem Thema dieser Arbeit geführt wurde, für sein außergewöhnliches Inter-  
esse,  
Univ.-Prof. Dr. Rudolf Haller, der sich trotz seiner zahlreichen Verpflichtungen für die  
Betreuung dieser Arbeit Zeit genommen hat, für seine Offenheit gegenüber Ansichten, die  
er nicht teilt, und dafür, daß er mir viel Freiheit ließ, meine eigenen Gedanken zu entwi-  
ckeln,  
meinem Freund und Lehrer Hannes Marek für die vielen Diskussionen innerhalb und  
außerhalb seiner Seminare und die moralische Unterstützung in allen Phasen der Arbeit,  
sowie allen, die mir durch finanzielle und menschliche Unterstützung das Studium ermög-  
lichten.

# Inhalt

|      |                                                              |     |
|------|--------------------------------------------------------------|-----|
| I.   | Metaphilosophische Grundlagen .....                          | 1   |
|      | a. Vom Wesen ontologischer Fragen .....                      | 1   |
|      | b. Über ontologische Festlegung .....                        | 16  |
|      | c. Über Paraphrasierungsstrategien .....                     | 29  |
| II.  | Fiktionaler und nicht-fiktionaler Diskurs .....              | 36  |
| III. | Eine Theorie fiktiver Gegenstände .....                      | 50  |
|      | a. Die Basis der Theorie .....                               | 50  |
|      | b. Eine Theorie fiktiver Gegenstände .....                   | 67  |
| IV.  | Anwendung der Theorie auf einige Probleme .....              | 82  |
|      | a. Reale Gegenstände in Fiktionen .....                      | 82  |
|      | b. Identität und Individuierung .....                        | 98  |
|      | c. Unvollständigkeit und Unbestimmtheit .....                | 113 |
|      | d. Intentionale Einstellungen zu fiktiven Gegenständen ..... | 128 |
| V.   | Literatur .....                                              | 142 |

# I. Metaphilosophische Grundlagen

## a. Vom Wesen ontologischer Fragen

Gibt es Eigenschaften?

Gibt es Zahlen?

Gibt es Sinnesdaten?

Gibt es mögliche Gegenstände?

Gibt es unmögliche Gegenstände?

Gibt es Gegenstände, die nicht existieren?

Gibt es fiktive Gegenstände?

Fragen dieser Art nenne ich “ontologische Fragen”. Ich könnte sie statt dessen auch “philosophische Existenzfragen” nennen. Diese Fragen möchte ich unterscheiden von einer anderen Sorte Fragen, die ebenfalls etwas mit Existenz zu tun haben:

Gibt es hier ein Telefon?

Gibt es Elektronen?

Gibt es weiße Elefanten?

Letztere Fragen sind *empirische* Existenzfragen.<sup>1</sup> Der Unterschied zwischen empirischen Existenzfragen und philosophischen Existenzfragen ist nicht schwer zu sehen. Die Antworten auf empirische Existenzfragen finden wir, wie die Antworten auf andere empirische Fragen auch, indem wir uns in der Welt umsehen. Antworten auf empirische Existenzfragen sind empirische Existenzbehauptungen und als solche im gewöhnlichen Sinne wahr oder falsch und durch Erfahrung (wenigstens im Prinzip) bestätigbar oder widerlegbar.

Ganz anders bei den philosophischen Existenzfragen: Wenn wir Antworten auf solche Fragen suchen, hilft es uns wenig, uns in der Welt umzusehen. Antworten auf philosophische Existenzfragen, etwa die Behauptung, daß es Eigenschaften gibt, oder die Behauptung,

---

<sup>1</sup>Vgl. zu dieser Unterscheidung Alston, Ontological Commitments. Anstatt von empirischen Existenzfragen bzw. -behauptungen spricht Alston von “existential problems as they are ordinarily conceived”. Ein Beispiel für solch ein “gewöhnliches Existenzproblem”: “There is a policeman around the corner.” (das Existenzproblem des Einbrechers in Aktion). Existenzprobleme dieser Art kontrastiert Alston mit jenen logischen Existenzproblemen, wie sie zum Beispiel Quine interessieren.

tung, daß es Eigenschaften nicht gibt, sind gewiß nicht durch Erfahrungsdaten bestätigbar oder widerlegbar, jedenfalls nicht in derselben Weise, wie die Behauptung, daß es weiße Elefanten gibt. Leute, die in Bezug auf die Frage nach der Existenz von Eigenschaften unterschiedlicher Meinung sind, können sehr gut in Bezug auf die empirische Frage, welche Dinge es in der Welt gibt und wie diese Dinge beschaffen sind, einer Meinung sein.<sup>2</sup> Außerdem ist noch offen, in welchem Sinn, falls überhaupt, philosophische Existenzbehauptungen wahr oder falsch sein können. Ontologische Fragen sind also keine empirischen Fragen.

Man kann feststellen, daß Philosophen, die eine dem nominalistischen Common Sense zuwiderlaufende Ontologie vertreten, sich häufig auch merkwürdig auszudrücken pflegen und dabei behaupten, ihre Redeweise sei die eigentlich richtige. Da ist etwa von der “Sinnesdatensprache” oder der “Eigenschaftssprache” im Gegensatz zur “Dingsprache” die Rede, und es wird darüber diskutiert, welche dieser “Sprachen” uns eine adäquate Beschreibung der Wirklichkeit ermöglicht, welche die Struktur der Wirklichkeit genauer widerspiegelt.

So kann man leicht zu dem Eindruck gelangen, daß es in der Ontologie nicht eigentlich darum geht, was der Fall ist, sondern darum, wie das, was der Fall ist, richtig ausgedrückt wird.<sup>3</sup> Was liegt also näher, als ontologische Fragen als reine “Sprachfragen” bzw. “Fragen der Redeweise” aufzufassen? Fragen der Redeweise sind von der folgenden Art:

- (1) Welche Redeweise wollen wir verwenden? Z. B.: Wollen wir die Sinnesdatensprache verwenden oder lieber die Dingsprache?

Eine Antwort auf (1) könnte lauten:

- (2) Wir wollen übereinkommen, die Dingsprache zu verwenden, weil sie einfacher ist als die Sinnesdatensprache.

Gemäß dieser Auffassung befinden sich ontologische Fragen offenbar auf einer Ebene mit Fragen betreffend die Regeln der deutschen Rechtschreibung. Fragen dieser Art sind, scheint es, dadurch gekennzeichnet, daß ihre Beantwortung ausschließlich von pragmatischen Überlegungen bestimmt wird und überdies in hohem Maße willkürlich ist. Wir *einigen* uns auf eine bestimmte Redeweise (aus welchen Gründen auch immer) - und das ist alles. Es gibt da weiter nichts, worüber noch zu diskutieren wäre, es sei denn Fragen des praktischen Nutzens oder der Ästhetik. Keinesfalls macht es Sinn zu fragen, ob eine Redeweise richtig ist oder falsch.<sup>4</sup>

---

<sup>2</sup>Vgl. dazu Carnap, *Scheinprobleme in der Philosophie*.

<sup>3</sup>Vgl. dazu Abschnitt Ic.: “Über Paraphrasierungsstrategien”.

<sup>4</sup>Ein Vertreter dieser Auffassung ist Rudolf Carnap. Siehe Empiricism, Semantics, and Ontology.

Wenn diese Auffassung richtig ist, dann sind ontologische Fragen vom philosophischen Standpunkt aus kaum interessanter als etwa Fragen betreffend die Liberalisierung der Groß- und Kleinschreibung in der deutschen Sprache.

Ich halte diese Auffassung für falsch. Die Frage, ob wir eine Sinnesdatensprache gegenüber einer Dingsprache bevorzugen sollen oder umgekehrt, scheint mir verschieden zu sein von der folgenden Frage:

- (3) Wollen wir eine Sinnesdatenontologie einer Dingontologie vorziehen oder umgekehrt?

Es sollte klar werden, daß zwischen (1) und (3) ein Unterschied besteht, wenn man bedenkt, daß es nicht ausgeschlossen ist, daß jemand zugleich eine *Dingsprache* und eine *Sinnesdatenontologie* bevorzugt. Jemand kann durchaus zugeben, daß die Dingsprache einfacher ist als die Sinnesdatensprache (und auch selbst die Dingsprache verwenden) - und kann dabei doch eine Sinnesdatenontologie vertreten. Das ist kein Widerspruch.

Eine etwas subtilere Variante der Redeweisen-Auffassung von ontologischen Fragen vertritt William P. Alston.<sup>5</sup> Statt 'Frage der Redeweise' verwendet Alston den Ausdruck 'Notationsfrage' ('notational question'). Alston zitiert Quines berühmtes Kriterium für ontologische Festlegung, wonach wir auf die Annahme genau jener Entitäten festgelegt sind, die zum Gegenstandsbereich unserer Variablen gehören.<sup>6</sup> Die Frage, über welche Entitäten wir unsere Variablen laufen lassen sollen, bezeichnet Alston als "Notationsfrage". In guter Carnapscher Tradition teilt er die Existenzfragen in zwei Klassen ein, nämlich in die Klasse der empirischen Existenzfragen und in die Klasse der Notationsfragen. Nach Alstons Auffassung kann es aus irgendwelchen Gründen *nützlich* sein für die Logik, über Eigenschaften, Zahlen und sonstige "verdächtige Entitäten" zu quantifizieren. Es handle sich dabei um eine bloße Frage der Übereinkunft, die bestimmt ist von pragmatischen Überlegungen und keinesfalls in irgendeiner Weise Wahrheit oder Richtigkeit im Sinne von Übereinstimmung mit der Wirklichkeit involviert.<sup>7</sup>

Ich finde diese Ansicht nicht plausibel. Denn wenn von "Notationsfragen" die Rede ist, dann denke ich an Fragen dieser Art: "Sollen wir als Existenzquantor das Zeichen 'V' verwenden oder lieber das Zeichen '∃'?" ; "Sollen wir als Variablen Großbuchstaben oder Kleinbuchstaben verwenden?" ; vielleicht auch: "Sollen wir zwei Arten von Existenzquantoren einführen (einen mit und einen ohne 'existential import'), oder sollen wir statt des Quantors mit 'existential import' einen Prädikatbuchstaben 'E' einführen, mit dem wir ausdrücken können, daß etwas *existiert*?" Solche Fragen können wir in nicht irre-

---

<sup>5</sup>Siehe Ontological Commitments.

<sup>6</sup>Siehe Quine, On What There Is, S. 13.

<sup>7</sup>Ontological Commitments, S. 13.

führender Weise "Notationsfragen" nennen, scheint mir. Doch diese Fragen fallen in eine andere Kategorie als die Frage, ob wir über Eigenschaften quantifizieren sollen.

Aus den angeführten Gründen meine ich, daß ontologische Fragen weder empirische Existenzfragen noch Fragen der Redeweise oder Fragen der Notation sind. Vielmehr gehören sie einer dritten Kategorie von Fragen an, die ich "*theoretische Fragen*" nennen möchte.

Wodurch zeichnen sich theoretische Fragen aus?

"This, I think, is characteristic of metaphysics, or at least of that part of metaphysics called ontology: one who regards a statement on this subject as true at all must regard it as trivially true."<sup>8</sup>

Sind ontologische Behauptungen also trivial? Diese Auffassung scheint zunächst fast absurd, wenn man bedenkt, mit welchem Ernst und teilweise welcher Erbitterung ontologische Behauptungen diskutiert werden. Doch die an dieses Zitat anschließenden Ausführungen Quines enthalten einen wichtigen Hinweis darauf, worin das Wesen theoretischer Fragen bestehen könnte:

"One's ontology is basic to the conceptual scheme by which he interprets all experiences, even the most commonplace ones. Judged within some particular conceptual scheme - and how else is judgement possible? - an ontological statement goes without saying, standing in need of no separate justification at all. Ontological statements follow immediately from all manner of casual statements of commonplace fact."<sup>9</sup>

Es wurde bereits festgestellt, daß ontologische Behauptungen nicht durch empirische Daten bestätigbar oder widerlegbar sind.<sup>10</sup> (Sonst wären sie ja empirische Behauptungen.) Es scheint mir auch richtig zu sein, daß die Ontologie, die wir vertreten, grundlegend ist für unser Begriffssystem. Es ist nicht nötig, hier zu entscheiden, ob es so etwas wie "uninterpretierte Daten" gibt oder nicht. (Ich hoffe jedenfalls, daß es nicht nötig ist.) Wichtig ist: Wenn wir Daten interpretieren, dann tun wir das innerhalb eines bestimmten Begriffssystems - und das bedeutet: Wir legen uns auch irgendwie auf eine Ontologie fest. Z. B.:

Der Universalienrealist sieht rote Dinge und interpretiert: "a exemplifiziert die Röte.", "b exemplifiziert die Röte."

Der Nominalist sieht rote Dinge und interpretiert: "a ist rot.", "b ist rot."

Beide sind, in einer Weise, durch die Daten der empirischen Welt gleich gut bestätigt.

Aus 'a exemplifiziert die Röte, und b exemplifiziert die Röte.' folgt: 'Es gibt a, und es gibt b, und es gibt die Röte.' Aus 'a ist rot, und b ist rot.' folgt: 'Es gibt a, und es gibt b.'

Insofern ist es richtig, daß ontologische Annahmen in "trivialer" Weise aus Sätzen über alltägliche Erfahrungen folgen, die auf der Grundlage eines zuvor gewählten Begriffssche-

---

<sup>8</sup>Quine, On What There Is, S. 10.

<sup>9</sup>Ebd.

<sup>10</sup>Vgl. dazu auch Parsons, *Nonexistent Objects*, S. 7f.

mas formuliert worden sind. Doch eines ist sicher nicht trivial - und zwar *die Wahl des Begriffsschemas* selbst.

“Philosophy (...) is not an empirical study. (...) Nor is it a kind of formal deduction. (...) Its subject-matter is to a large degree not the items of experience, but the ways in which they are viewed, the permanent or semi-permanent categories in terms of which experience is conceived and classified. (...) Different models and frameworks, with their attendant obscurities and difficulties, arise at different times. (...) These models often collide; some are rendered inadequate by failing to account for too many aspects of experience, and are in their turn replaced by other models which emphasise what these last have omitted but in their turn may obscure what the others have rendered clear. The task of philosophy (...) is to extricate and bring to light the hidden categories and models in terms of which human beings think (...), to reveal what is obscure or contradictory in them, to discern the conflicts between them that prevent the construction of more adequate ways of organising and describing and explaining experience.”<sup>11</sup>

Häufig (wenn auch nicht immer) geht es bei ontologischen Diskussionen um die Angemessenheit von Begriffssystemen. Es geht darum, welches Begriffssystem uns die bessere Interpretation der Daten ermöglicht.

Halten wir also einmal fest: Wenigstens ein Teil der ontologischen Fragen sind Fragen betreffend die Adäquatheit von Begriffssystemen bzw. Theorien zur Beschreibung und philosophischen Rekonstruktion unserer Erfahrung. Das heißt aber auch: Wir können ontologische Fragen niemals isoliert beantworten; wir können nicht entscheiden, ob wir eine bestimmte ontologische Annahme machen sollen oder nicht, wenn wir nicht wissen, welche Funktion diese Annahme erfüllt (und das kann immer nur eine Funktion innerhalb einer bestimmten Theorie sein); es muß immer die ganze Theorie sein, die bewertet wird, nicht eine einzelne ontologische Annahme. (Daher die Bezeichnung ‘theoretische Fragen’ für jene Kategorie von Fragen, zu denen auch die ontologischen Fragen gehören.) Die Frage, welches von zwei gegebenen Begriffssystemen das adäquatere ist, ist im Gegensatz zu den Fragen der Redeweise nicht einfach nur eine Sache der Übereinkunft aufgrund pragmatischer Gesichtspunkte.

Auf dieser Ebene, auf der Ebene der theoretischen Fragen, gibt es Argumente, und zwar Argumente, die mit “Nützlichkeitserwägungen”, wie sie für Fragen der Redeweise charakteristisch sind, überhaupt nichts mehr zu tun haben.

Die Fragen, die jetzt noch zu klären sind, lauten:

Von welcher Art sind die Argumente, die für oder gegen eine Ontologie ins Treffen geführt werden? Wie werden ontologische Diskussionen geführt? Welche Adäquatheitskriterien gibt es für ontologische Theorien? Gibt es überhaupt welche?

Als Kandidaten für Adäquatheitsbedingungen von Theorien im Allgemeinen scheinen sich etwa folgende anzubieten: Einfachheit, Reichweite, Einheitlichkeit, Widerspruchsfrei-

---

<sup>11</sup>Berlin, The Purpose of Philosophy, S. 9f.

heit, Übereinstimmung mit anderen, bewährten Theorien, Übereinstimmung mit starken Intuitionen.<sup>12</sup>

Ich fasse das bisher Gesagte kurz zusammen:

Ontologische Fragen sind weder empirische Fragen noch Fragen der Redeweise. Sie gehören einer dritten Kategorie von Fragen an, die ich “theoretische Fragen” genannt habe. Theoretische Fragen sind dadurch gekennzeichnet, daß sie niemals isoliert beantwortbar sind, sondern immer nur im Zusammenhang einer Theorie. Es kann also in der Ontologie niemals darum gehen, eine isolierte ontologische Annahme zu akzeptieren oder zurückzuweisen; es geht immer um Theorien bzw. Begriffssysteme als Ganzes.

Der Frage, warum wir uns für oder gegen eine bestimmte Theorie mit ihren spezifischen ontologischen Festlegungen entscheiden, möchte ich weiter auf den Grund gehen, und zwar anhand eines Beispiels, das es mir nebenbei ermöglicht, einen ersten Eindruck zu vermitteln von den Problemen, mit denen ich mich in diese Arbeit beschäftigen möchte, und auch von der Vielfalt der Lösungsansätze.

---

<sup>12</sup>Zum letzten Punkt (Übereinstimmung mit Intuitionen als Adäquatheitskriterium) vgl. Russell, *Probleme der Philosophie*, S. 24f. Russell vertritt hier die Auffassung, daß “instinktive Überzeugungen” letztlich die Grundlage all unseres Wissens sind; Aufgabe der Philosophie sei es, die “echten” instinktiven Überzeugungen von durch bloße Gewohnheit erworbenen Überzeugungen zu trennen und aus ersteren ein kohärentes System instinktiver Überzeugungen aufzubauen.

### *Fiktionale Namen und existentielle Generalisierung*

Eine fundamentale Ableitungsregel der klassischen Quantorenlogik, genannt “die Regel der existentiellen Generalisierung”, erlaubt uns folgenden Schritt:

Von einem Satz der Form ‘a ist F.’ (wobei für a ein Eigenname und für F ein allgemeiner Term einzusetzen ist) können wir schließen auf einen Satz der Form ‘Es gibt etwas, das F ist.’

Diese Regel scheint völlig unproblematisch, ja fast trivial zu sein, solange wir für a nur “gewöhnliche” Eigennamen einsetzen. Sie führt aber zu merkwürdigen Konsequenzen, wenn wir fiktionale Namen, wie z. B. ‘Pegasus’ oder ‘Sherlock Holmes’, als Einsetzungsinstanzen für a zulassen. Einige Beispiele:

- (4) Pegasus existiert nicht.
- (4)' Es gibt etwas, das nicht existiert.
- (5) Pegasus ist ein geflügeltes Pferd.
- (5)' Es gibt etwas, das ein geflügeltes Pferd ist.
- (6) Pegasus ist eine Figur aus der griechischen Mythologie.
- (6)' Es gibt etwas, das eine Figur aus der griechischen Mythologie ist.<sup>13</sup>

(4), (5) und (6) sind allgemein akzeptierte Wahrheiten: ‘Pegasus existiert nicht.’ ist wahr, weil Pegasus eine mythische Figur ist; und mythische Figuren existieren nicht. Wer die griechische Mythologie ein wenig kennt weiß, daß Pegasus ein geflügeltes Pferd ist und nicht etwa ein geflügeltes Kalb. ‘Pegasus ist eine Figur aus der griechischen Mythologie.’ drückt genau genommen zweierlei aus, nämlich erstens, daß Pegasus kein realer, sondern ein fiktiver Gegenstand ist, und zweitens *welcher* Fiktion Pegasus zugehört - nämlich der griechischen Mythologie. Beide Behauptungen sind wahr. Daher gibt es keinen Grund, ‘Pegasus ist eine Figur aus der griechischen Mythologie.’ nicht als wahren Satz zu akzeptieren.

Dagegen sind die Sätze (4)', (5)' und (6)' keineswegs allgemein akzeptierte Wahrheiten, eher im Gegenteil, wie es scheint: ‘Es gibt etwas, das nicht existiert.’ könnte nur dann wahr sein, wenn ‘es gibt’ nicht dasselbe bedeutet wie ‘existiert’. Aber diese Voraussetzung finden viele wenig einleuchtend. Was soll es denn für einen Unterschied geben zwischen ‘Es gibt Pferde.’ und ‘Pferde existieren.’? Und wenn ‘es gibt’ nicht dasselbe bedeutet wie ‘existiert’, was bedeutet es dann überhaupt?

‘Es gibt etwas, das ein geflügeltes Pferd ist.’ würden die meisten wohl für empirisch falsch halten. ‘Geflügelte Pferde, Zentauren und Drachen gibt es nicht und hat es nie gege-

---

<sup>13</sup>Ich verwende hier ‘es gibt’ und ‘existiert’ als Synonyme.

ben.' ist eine allgemein akzeptierte empirische Behauptung. Mit dieser Behauptung scheint auch (6)' zu konfliktieren. Die meisten dürften der Überzeugung sein, daß es die Figuren der griechischen Mythologie (jedenfalls solche Figuren wie Zeus und Pegasus) nicht gibt und niemals gegeben hat.

Wir haben hier offenbar einen Konflikt dreier Glaubenseinstellungen vor uns; jede von ihnen halten wir für wahr (wie es scheint mit guten Gründen) und doch sind sie, zumindest auf den ersten Blick, miteinander unverträglich. Diese drei Glaubenseinstellungen lauten:

(a) Die Regel der existentiellen Generalisierung ist gültig.

(b) 'Pegasus existiert nicht.', 'Pegasus ist ein geflügeltes Pferd.' und 'Pegasus ist eine Figur aus der griechischen Mythologie.' sind wahre Sätze.

(c) 'Es gibt etwas, das nicht existiert.', 'Es gibt etwas, das ein geflügeltes Pferd ist.' und 'Es gibt etwas, das eine Figur aus der griechischen Mythologie ist.' sind falsche Sätze.

Die Struktur des hier skizzierten Konflikts ist kennzeichnend für eine bestimmte Art philosophischer Konflikte. Viele philosophische Probleme haben ihre Wurzel in solchen Konflikten, von ihnen nimmt philosophisches Nachdenken sehr oft (wenn auch wahrscheinlich nicht immer) seinen Ausgang. Die Struktur dieses Konfliktes ist sehr einfach: Wir halten zwei oder mehr Sätze intuitiv für wahr; und wir halten außerdem für wahr, daß diese Sätze zusammen nicht wahr sein können.

Unter der Voraussetzung, daß wir danach streben, das System unserer Glaubenseinstellungen kohärent zu erhalten bzw. zu machen, ist diese Situation unerträglich. Ziel ist es, den Konflikt aufzulösen, die Kohärenz des Glaubenssystems (wieder) herzustellen.

Für unsere Frage, die Frage nach der Natur ontologischer Fragen, ist in diesem Zusammenhang zunächst einmal interessant, daß es ganz offenkundig mehr als einen Weg zu diesem Ziel gibt. Welche Wege sind das im Falle des obigen Beispiels? Und nach welchen Kriterien entscheiden wir uns für einen dieser Wege?

Zunächst (das ist ziemlich trivial): Wenn ein Konflikt aus der Unverträglichkeit mehrerer Glaubenseinstellungen erwächst, dann ist es unvermeidlich, zur Lösung des Konflikts wenigstens eine dieser Glaubenseinstellungen aufzugeben. Natürlich könnten wir auch alle involvierten Glaubenseinstellungen aufgeben. Das Ziel, nämlich die Auflösung des Konflikts, wäre damit auch erreicht; und man könnte für dieses Verfahren sogar praktische Gründe ins Treffen führen, z. B. daß wir viel Zeit und Mühe sparen könnten, indem wir nicht darüber nachdenken müßten, *welche* der Glaubenseinstellungen wir denn aufgeben sollen. M. a. W.: Diese radikale Lösung hätte den Vorzug, daß sie uns der Mühe entheben würde, unsere intuitiven Überzeugungen zu *gewichten*, was sicherlich in vielen Fällen ein ziemlich schwieriges und vielleicht sogar fragwürdiges<sup>14</sup> Unternehmen ist. Doch scheint es

---

<sup>14</sup>Vgl. dazu Russells Einführung eines Evidenzbegriffes, der graduelle Abstufungen zuläßt. In: *Probleme der Philosophie*, S. 102f.

andererseits ein natürliches Bestreben zu sein, möglichst wenige Glaubenseinstellungen aufzugeben. Das ist eine Art von Ökonomieprinzip. Man könnte dieses Prinzip das “*Ökonomieprinzip des Glaubens*” nennen (kurz: “GP”). Es steht etwas im Schatten des *ontologischen Ökonomieprinzips* (kurz: “OP”), auch bekannt unter dem Namen ‘Ockhams Rasiermesser’. Im Gegensatz zum ontologischen Ökonomieprinzip wird das Ökonomieprinzip des Glaubens offenbar höchst selten explizit formuliert. Nichtsdestotrotz meine ich, daß dieses Prinzip eine wichtige Rolle spielt. Wir könnten unseren Konflikt lösen, indem wir (a) *und* (b) *und* (c) aufgeben. Aber kaum jemand wird diesen Weg wählen; es würde eine Verletzung des Ökonomieprinzips des Glaubens darstellen.

Es gibt aber auch ökonomischere Lösungen (ökonomischer im Sinne von GP). Man sieht ziemlich leicht, daß es in diesem Fall genügt, *eine* der involvierten Glaubenseinstellungen aufzugeben, um die Kohärenz des Systems herzustellen. Ich werde mich im folgenden nur noch mit Lösungsmöglichkeiten befassen, die in diesem Sinne maximal ökonomisch sind. Es gibt drei involvierte Glaubenseinstellungen, daher drei prinzipiell mögliche Wege der Konfliktbeseitigung: (a) aufgeben, (b) aufgeben oder (c) aufgeben. Betrachten wir die Möglichkeiten der Reihe nach:

1. Wir geben die Regel der existentiellen Generalisierung auf (oder modifizieren sie jedenfalls).
2. Wir beharren nicht länger darauf, daß (4), (5) und (6) wahre Sätze sind.
3. Wir trennen uns von der Auffassung, daß (4)', (5)' und (6)' falsch sind.

Eine Variante der ersten Möglichkeit wird von Quine vertreten.<sup>15</sup> Die zweite Möglichkeit findet man vor allem in Form von verschiedenen Paraphrasierungsvorschlägen der betreffenden Sätze vor; manchmal wird aber auch die Auffassung vertreten, daß alle Sätze mit fiktionalen Namen an der Subjektstelle nicht nur wörtlich genommen falsch, sondern schlechthin falsch sind. Die dritte Lösung impliziert wohl in irgendeiner Form das Bekenntnis zu einer in einem Sinn reichhaltigeren Ontologie. Denn sich für diese Möglichkeit zu entscheiden heißt anzunehmen, daß es Gegenstände gibt, die nicht existieren und daß es in irgendeinem Sinn wahr ist, daß es Flügelpferde im Besonderen und Gegenstände aus Mythen und Märchen im Allgemeinen gibt.

Ich habe jetzt anhand weniger Beispielsätze im Wesentlichen dargestellt, worin die philosophische Herausforderung fiktiver Gegenstände besteht, welche philosophisch relevanten Probleme sie aufwerfen. Außerdem habe ich ein Einteilungsschema für konkrete Lösungsvorschläge gegeben.

Natürlich ist das Schema in einem Sinn grob vereinfachend: Viele würden es ablehnen, die von mir gegebenen Beispielsätze in einen Topf zu werfen. So könnte man etwa argu-

---

<sup>15</sup>Siehe Quine, *Reference and Modality*, S. 145.

mentieren, daß negative Existenzsätze nicht wie gewöhnliche Prädikationen zu behandeln sind, daß also der Satz ‘Pegasus existiert nicht.’ in der Reihe der Beispielsätze eine Sonderstellung innehat. Auch gibt es gute Gründe dafür, ‘Pegasus ist ein geflügeltes Pferd.’ und ‘Pegasus ist eine Figur der griechischen Mythologie.’ nicht als zur selben Kategorie gehörende Sätze zu betrachten.<sup>16</sup>

Eines sollte aber klar geworden sein: Es gibt eine Vielzahl möglicher Lösungsansätze, von denen keiner als falsch im eigentlichen Sinne zu verwerfen ist. Falls sie überhaupt einer vergleichenden Bewertung zugänglich sind, dann, so scheint es, nur unter Verwendung relativierender Ausdrücke wie ‘besser’, ‘einfacher’, ‘sparsamer’ etc. Aber selbst eine solche Bewertung ist nicht leicht, und zwar deshalb, weil wir offenbar nicht einmal dafür allgemein akzeptierte Kriterien und Maßstäbe an der Hand haben.

Ich sage: “allgemein akzeptierte Maßstäbe”. Gibt es denn überhaupt welche? Nun, ich denke, daß es solche Maßstäbe gibt, und zwar in Form einiger Prinzipien, welche mehr oder minder großen Einfluß haben auf die Art und Weise, wie Theorien gebildet werden (in der Philosophie, aber wahrscheinlich nicht nur in der Philosophie).

Eine wichtige Gruppe dieser Prinzipien sind diejenigen, die in irgendeiner Hinsicht von einer Theorie größtmögliche “Sparsamkeit” verlangen. Diese Prinzipien (nur für diese interessiere ich mich im folgenden) nenne ich “Ökonomieprinzipien”. Zwei von ihnen habe ich schon genannt: das Ökonomieprinzip des Glaubens und das ontologische Ökonomieprinzip. Ich gebe diesen beiden die folgenden Formulierungen:

*Das ontologische Ökonomieprinzip (OP):*

Von zwei konkurrierenden Theorien, die denselben Erklärungswert haben, ist diejenige vorzuziehen, die mit der sparsameren Ontologie auskommt.

*Das Ökonomieprinzip des Glaubens (GP):*

Von zwei konkurrierenden Theorien, die denselben Erklärungswert haben, ist diejenige vorzuziehen, für die wir weniger Glaubenseinstellungen aufgeben müssen.

Schließlich gibt es noch ein drittes wichtiges Prinzip:

*Das Prinzip der einfachsten Erklärung (EP):*

Von zwei konkurrierenden Theorien, die denselben Erklärungswert haben, ist die einfachere vorzuziehen.

Diese drei Prinzipien spielen, meine ich, eine wichtige Rolle bei der Einschätzung und Bewertung von Theorien, und auch bei der Entscheidung zwischen konkurrierenden

---

<sup>16</sup>Von dem Unterschied zwischen diesen beiden Sätzen wird noch ausführlich die Rede sein. Siehe Abschnitt IIIa.: “Die Basis der Theorie”.

Theorien. (Es mag noch andere Prinzipien geben; ich erhebe hier keinen Anspruch auf Vollständigkeit.)

Die vorangegangenen Überlegungen zielten auf folgenden Punkt hin: Man kann auch nicht-empirische Theorien rational diskutieren, z. B. solche Theorien wie die, die ich in Zusammenhang mit dem Pegasus-Beispiel zu kategorisieren versuchte. Die Auseinandersetzungen zwischen Vertretern der verschiedenen Positionen haben "kognitiven Gehalt", sind nicht Streitigkeiten um sinnlose "Scheinfragen" und auch nicht bloß eine Sache der willkürlichen Festsetzung.<sup>17</sup> Es sind Auseinandersetzungen um die Frage, welche Theorie die bessere ist; und die Maßstäbe zur Bewertung einer Theorie sind unter anderem Erklärungskraft und eben solche Prinzipien wie OP, GP und EP.

Erschwert wird der wertende Vergleich von Theorien allerdings unter anderem dadurch, daß die Prinzipien selbst zum Gegenstand der Diskussion werden können. Ob man sie akzeptieren will oder nicht, scheint eine Sache der Übereinkunft zu sein.

Gibt es ein Argument für das Prinzip der ontologischen Sparsamkeit? Ich kenne keines. Dasselbe gilt für GP und EP, jedenfalls wenn man absieht von gewissen stark metaphysischen Annahmen, die ihrerseits sehr begründungsbedürftig erscheinen, wie z. B. der Leibnizschen Annahme, daß Gott die Welt eben nach dem Prinzip "größtmögliche Einfachheit bei größtmöglicher Vielfalt der Erscheinungen" geschaffen habe, weshalb wir, wenn wir uns dieses Prinzip zur Maxime unseres Forschens machen, der Wahrheit näher kommen, als wenn wir das nicht tun.<sup>18</sup>

Was könnte man jemandem entgegenhalten, der sich weigerte, die Sparsamkeitsprinzipien zu akzeptieren, oder, schlimmer noch, die Umkehrung dieser Prinzipien verträte? Es scheint: Man könnte bestenfalls pragmatische Einwände erheben, etwa der Art, daß die Wissenschaften allesamt sehr kompliziert würden, die Bücher sehr dick, die Studienzeiten sehr lang usf. Aber sind das nicht sehr schwache Argumente? Schließlich geht es doch um eine möglichst adäquate Beschreibung und Erklärung der Wirklichkeit, vielleicht sogar um die Wahrheit! Was, wenn die Welt, entgegen Leibniz' Meinung, nicht so beschaffen ist, daß größtmögliche Einfachheit bei größtmöglicher Vielfalt der Erscheinungen herrscht? Dann würden uns doch alle einfachen, eleganten Theorien ein ganz verzerrtes Bild von der Wirklichkeit geben! Und doch scheinen Prinzipien der Art von OP, GP und EP die notwendige Basis zu sein für jegliche wissenschaftliche Diskussion.

Nehmen wir also einmal an, es gäbe niemanden, der diese Prinzipien nicht wenigstens grundsätzlich akzeptieren würde. Dann gibt es aber immer noch das Problem der *Gewichtung*: Welches Prinzip ist das primäre? Welches gibt im Zweifelsfall den Ausschlag? Man

---

<sup>17</sup>Vgl. Carnap, *Empiricism, Semantics, and Ontology*.

<sup>18</sup>Vgl. (beispielsweise) *Theodizee* §208; *Vernunftprinzipien der Natur und der Gnade* §§10, 11, 14; *Metaphysische Abhandlung* §5.

kann nicht immer alles haben: ontologische Sparsamkeit *und* Einfachheit *und* die Bewahrung aller oder wenigstens der meisten gewohnten Glaubenseinstellungen. Oft ist es nötig, eine Entscheidung zu treffen: Wollen wir um jeden Preis ontologisch sparsam sein, z. B. auch um den Preis sehr komplizierter Erklärungen und radikaler Umwälzungen in unserem Glaubenssystem? Oder ist es uns wichtiger, unser Glaubenssystem möglichst intakt zu halten? Oder ist die Einfachheit der Erklärung das primäre Ziel, dem alles Übrige unterzuordnen ist?

Ich sehe keine Möglichkeit, diese Fragen ein für alle Mal und für alle möglichen konkreten Anwendungsfälle zu beantworten. Es scheint mir eher eine Sache des sehr vorsichtigen Abwägens zu sein.

Außer dem Problem der Begründung und dem Problem der Gewichtung gibt es noch eine weitere Gruppe von Problemen, die in der den Prinzipien eigenen Unschärfe begründet sind. Ich beginne mit dem ontologischen Ökonomieprinzip: Es wohnt nämlich diesem Prinzip eine selten beachtete Mehrdeutigkeit inne. Es kann einerseits verstanden werden als Forderung nach der Minimierung der Anzahl der angenommenen *Gegenstände*; und andererseits kann es verstanden werden als Forderung nach der Minimierung der Anzahl der angenommenen *Kategorien* von Gegenständen. Das Verhältnis der Anzahl der Gegenstände zur Anzahl der Kategorien ist komplex. Unter Umständen kann ein Zuwachs an Kategorien ein Mittel zur "Einsparung" von Gegenständen sein. Vergleichen wir zum Beispiel eine Universalien-Einzelding-Ontologie mit einer Ontologie ohne Universalien, dafür aber mit Einzeldingen und individuellen Qualitäten von Einzeldingen. Letztere vermeidet die Annahme allgemeiner abstrakter Gegenstände und ist daher in einem Sinne sparsamer als die Universalien-Ontologie. Man kann sagen: Die Ontologie der individuellen Qualitäten kommt mit einer einzigen Kategorie von Gegenständen aus, nämlich konkreten Individuen. Doch auf der anderen Seite ist es klar, daß die Annahme individueller Qualitäten anstelle von Universalien zu einer gewaltigen Vermehrung der angenommenen Gegenstände führt, da ja jedem Universale zumindest der Möglichkeit nach mehrere individuelle Qualitäten entsprechen.

Das Prinzip der Einfachheit ist ebenfalls mehrdeutig. Was kann es heißen, daß eine Theorie  $T_1$  einfacher ist als eine Konkurrenztheorie  $T_2$ ? Das ist nicht so eindeutig, wie es auf den ersten Blick scheint. Einige Möglichkeiten:

- a.  $T_1$  kommt mit weniger Grundbegriffen aus als  $T_2$ .
- b.  $T_1$  kommt mit weniger Axiomen aus als  $T_2$ .
- c.  $T_1$  kommt mit weniger Gesetzen aus als  $T_2$ .<sup>19</sup>

---

<sup>19</sup>Vgl. Quine, On What There Is, S. 17f.

Möglicherweise kommt  $T_1$  zwar mit weniger Grundbegriffen aus als  $T_2$ , enthält dafür aber mehr Axiome und Gesetze. Oder  $T_1$  enthält weniger Gesetze als  $T_2$ , dafür aber viel mehr undefinierte Grundbegriffe. Welche der Theorien ist denn nun die einfachere?

Das Ökonomieprinzip des Glaubens schließlich leidet darunter, daß wir unsere Glaubenseinstellungen sehr verschieden gewichten. Manche von ihnen sind wir sehr schnell bereit aufzugeben, an anderen halten wir eisern fest; dazwischen gibt es alle Abstufungen. Wie hoch wir die Bedeutung von GP bei der Bewertung einer gegebenen Theorie veranschlagen, hängt also wohl nicht zuletzt davon ab, *welche* unserer Glaubenseinstellungen auf dem Spiel stehen.

Kehren wir noch einmal zurück zu unserem Ausgangsproblem, dem Problem der existentiellen Generalisierung und den drei Lösungswegen. Für welche Lösung ist welcher Preis zu bezahlen?

1. Wir geben die Regel der existentiellen Generalisierung auf. Diese Lösung trägt, scheint es, dem ontologischen Prinzip und dem Einfachheitsprinzip Rechnung. Der Preis, den wir dafür bezahlen, besteht im Aufgeben eines fundamentalen logischen Gesetzes. Das ist ein schwerwiegender Verstoß gegen das Ökonomieprinzip des Glaubens; ich nehme an, daß Logiker für gewöhnlich nicht gern ein logisches Gesetz aufgeben.

2. Wir sprechen Sätzen, die fiktionale Namen enthalten, die Wahrheit ab. Auch diese Lösung ist ontologisch sparsam. Dafür verstößt sie in der Paraphrasierungsvariante gegen das Einfachheitsprinzip (Paraphrasierungen sind fast immer wesentlich komplizierter als die ursprünglichen Sätze.) Die radikale Variante dagegen, wonach Sätze mit fiktionalen Namen allesamt schlechthin falsch sind, stellt eine grobe Verletzung des Glaubensprinzips dar.

3. Wir akzeptieren die existentiellen Generalisierungen auch dann, wenn fiktionale Namen involviert sind. Diese Lösung ist zwar sicherlich in einer Weise einfacher als 2., dafür verstößt sie aber gegen das ontologische Ökonomieprinzip, da sie uns auf die Annahme fiktiver Entitäten festlegt.

Natürlich habe ich auch hier wieder vereinfacht; denn in Wirklichkeit kann die Verteilung von Kosten und Nutzen von Beispielsatz zu Beispielsatz verschieden sein.

Ich fasse jetzt zusammen:

Gewisse nicht-empirische ("metaphysische") Fragen können rational diskutiert werden, und zwar auf der Basis gewisser Prinzipien und mehr oder minder allgemein akzeptierter Glaubenseinstellungen. (Wo diese Basis nicht vorhanden ist, ist keine rationale Auseinandersetzung möglich.) Allerdings ist diese Basis, bestehend aus Prinzipien und Glaubenseinstellungen, kein sonderlich fester Grund. Jeder ihrer Teile kann jederzeit selbst Gegenstand der Diskussion werden. Wieso entscheidet man sich für oder gegen ein Prinzip, für oder gegen eine bestimmte Glaubenseinstellung? An irgendeinem Punkt der Rechtferti-

gung solcher Entscheidungen wird wahrscheinlich immer von Intuitionen die Rede sein. Manche würden daraus vielleicht die Konsequenz ziehen, daß solche Diskussionen von Grund auf irrational und somit wertlos sind, ohne “kognitiven Gehalt” jedenfalls. Aber die Beschäftigung mit Intuitionen bzw. “instinktiven Überzeugungen”, wie Russell sie nennt, muß keineswegs irrational sein:

“Die Philosophie sollte uns unsere instinktiven Überzeugungen in reinlicher Abstufung und unvermischt vor Augen führen; sie sollte mit den stärksten dieser Überzeugungen beginnen und mit aller Sorgfalt zeigen, daß sie bei richtiger Formulierung einander nicht widersprechen, sondern ein harmonisches System bilden. (...) Wenn wir unsere instinktiven Überzeugungen organisieren und überlegen, welche von ihnen wir - falls sich das als notwendig herausstellen sollte - am ehesten modifizieren oder aufgeben dürfen, können wir (...) zu einer systematischen Ordnung unseres Wissens kommen, die die *Möglichkeit* des Irrtums zwar noch in sich enthält, seine Wahrscheinlichkeit aber durch die wechselseitige Verbundenheit der Teile des Systems und ihre genaue kritische Überprüfung vermindert.”<sup>20</sup>

---

<sup>20</sup>Russell, *Probleme der Philosophie*, S. 25.

## b. Über ontologische Festlegung

Bereits im vorigen Abschnitt dieser Arbeit war von Quines Kriterium für ontologische Festlegung die Rede, wonach eine Theorie auf die Annahme genau jener Entitäten festgelegt ist, die in den Wertebereich ihrer Variablen fallen.<sup>1</sup> Quine ist also der Auffassung, daß jede Theorie gewisse ontologische Annahmen impliziert. Wie können wir feststellen, auf welche ontologischen Annahmen eine Theorie festgelegt ist? Wenn wir die Sätze der Theorie formalisiert haben, dann sehen wir, über welche Gegenstände quantifiziert wird, d. h. über welche Gegenstände die Variablen laufen. Die Theorie ist auf die Annahme genau dieser Gegenstände festgelegt. Entdecken wir beispielsweise unter den formalisierten Sätzen einer Theorie solche, die beginnen mit 'Für alle P gilt, ...' oder 'Es gibt mindestens ein P, so daß ...', wobei P eine Eigenschaftsvariable ist, so können wir sagen, daß diese Theorie auf die Annahme von Eigenschaften festgelegt ist. Finden wir derartige Sätze nicht, dann können wir sagen, daß diese Theorie nicht auf die Annahme von Eigenschaften festgelegt ist, auch dann nicht, wenn gewisse Ausdrücke verwendet werden, die aussehen wie Namen von Eigenschaften, wie z. B. 'die Gerechtigkeit', 'die Röte' usf.

Dieses Kriterium wird freilich nicht von allen akzeptiert, beispielsweise nicht von C. J. F. Williams. Seine Kritik daran lautet so: Die Redeweise, daß wir "*über etwas* quantifizieren", daß wir unsere Variablen "*über etwas* laufen lassen", sei irreführend. In Wirklichkeit habe diese Redeweise nur im Falle von *Individuenvariablen*<sup>2</sup> Berechtigung, denn nur in diesem Falle gibt es etwas, "worüber" wir quantifizieren können. Da es Eigenschaften und Propositionen nicht gibt, habe es keinen Sinn zu sagen, daß wir "über sie quantifizieren". Folglich gäbe es auch keinerlei ontologische Festlegung durch die Verwendung gewisser Variablen.<sup>3</sup>

"Variables have values over which we can quantify only when the possible substitution instances for those variables are names. To speak of 'quantifying over' properties, or propositions, or times, is to imply that substitution instances of predicative or propositional or time-variables, such as ' - barked' or 'Mice eat cheese.' or 'on Thursday' are expressions which name things, or 'refer' to 'entities'. And that is not the sort of question which ought to be begged. We must accordingly view with suspicion the assumption that wherever a quantifier is used there is something that is being 'quantified over', or the practice of talking, whenever variables occur, of the 'values' of those variables."<sup>4</sup>

---

<sup>1</sup>Siehe Quine, *On What There Is*, S. 15f.

<sup>2</sup>Unter einer Individuenvariable verstehe ich hier eine Variable, für die wir Namen von Einzeldingen einsetzen können.

<sup>3</sup>Siehe Williams, *What Is Existence?*, S. 161-64.

<sup>4</sup>Ebd., S. 162.

Ich versuche jetzt, Williams' Kritik an Quine zu rekonstruieren: Quine sieht einen sehr engen Zusammenhang zwischen Quantifikation und ontologischer Festlegung. Z. B.:

(1) Es gibt ein  $x$ , und  $x$  ist das, was alle roten Dinge gemeinsam haben.

Nach Quines Auffassung ist jemand, der (1) behauptet, auf die Annahme einer abstrakten Entität festgelegt. Wie kommt Quine zu dieser Ansicht?

Williams rekonstruiert Quine so:

“Where there is quantification (any use of expressions like ‘everything’, ‘nothing’, ‘something’) there are bound variables; where there are bound variables there are values of those variables; values of variables are not expressions but things, objects, entities; to be an entity is to be; to be, therefore, is to be the value of a variable. So we commit ourselves ontologically by making things the values of our variables.”<sup>5</sup>

Als Einsetzungsinstanzen für die Variable  $x$  in (1) kommen Ausdrücke wie ‘die Eigenschaft Rot-zu-sein’ oder ‘die Röte’ in Frage. ‘Die Röte’ bezeichnet eine abstrakte Entität. Folglich ist der Wert der gebundenen Variablen in (1) eine abstrakte Entität. Also läßt jemand, der (1) behauptet, abstrakte Entitäten als Werte gebundener Variablen zu. Was man als Wert einer gebundenen Variable zuläßt, darauf ist man festgelegt.

Williams, der eine Ontologie vertritt, in der für Eigenschaften kein Platz ist, hält dem entgegen: ‘Die Röte’ ist kein echter Name, d. h.: ‘die Röte’ bezeichnet nichts. Folglich gibt es keinen Gegenstand, der Wert der gebundenen Variable in (1) sein könnte. Daher gibt es auch nichts, worauf jemand, der (1) behauptet, ontologisch festgelegt ist.

Vielleicht könnte man Williams' Kritik so auf den Punkt bringen: Quine *postuliert* einen sehr engen Zusammenhang zwischen Quantifikation und ontologischer Festlegung, begründet diesen aber nicht. Plausibilität wird der Annahme dieses Zusammenhanges lediglich durch den Spezialfall der Eigennamen (im Sinne von Namen konkreter Individuen) verliehen: Wenn wir für Variablen Eigennamen einsetzen, dann (und nur dann) gibt es tatsächlich Werte dieser Variablen, also Gegenstände, die durch die eingesetzten Ausdrücke bezeichnet werden. Ironischerweise möchte Quine gerade die Eigennamen eigentlich wegreduzieren.<sup>6</sup>

Es scheint mir, daß diese Kritik am eigentlichen Punkt vorbeigeht. Williams' Darstellung läßt den Eindruck entstehen, Quine benötige als “Bindeglied” zwischen Quantifika-

---

<sup>5</sup>Ebd., S. 163f.

<sup>6</sup>Siehe Quine, *On What There Is*, S. 5-13. Quine will das Problem negativer singulärer Existenzsätze wie ‘Pegasus existiert nicht.’ lösen, indem er Eigennamen durch Kennzeichnungen ersetzt und negative singuläre Existenzsätze gemäß Russells Kennzeichnungstheorie analysiert. Wo für einen Namen eine passende Kennzeichnung nicht zu finden ist, schlägt Quine die Einführung “individueller Prädikate” vor, wie z. B. ‘pegasiert’.

tion und ontologischer Festlegung die Annahme, daß jeder Ausdruck, den man für eine gebundene Variable einsetzen kann, ein echter Name sei und daher einen Gegenstand bezeichne, einschließlich solcher Ausdrücke wie ‘die Röte’ oder ‘Mäuse essen Käse.’ Ich glaube nicht, daß Quine das annimmt; und ich glaube auch nicht, daß er es annehmen *muß*, um eine Verbindung zwischen Quantifikation und ontologischer Festlegung behaupten zu können. Wodurch wird dann aber die Verbindung hergestellt? Wie kommt es, daß wir durch die Verwendung des Existenzquantors ontologisch festgelegt sind? Eine naheliegende Antwort auf diese Frage lautet: Es liegt einfach an der *Bedeutung des Quantors*. Wir legen uns ontologisch fest, indem wir “*es gibt*” sagen, und zwar deshalb, weil wir mit ‘es gibt’ Existenzbehauptungen ausdrücken.<sup>7</sup> Wenn man sich mit einer Existenzbehauptung nicht ontologisch festlegt, wie kann man sich dann überhaupt ontologisch festlegen? Natürlich kann man leugnen, daß der Existenzquantor tatsächlich Existenz ausdrückt; aber das ist ein ganz anderer Kritikpunkt.

Freilich machen wir nicht ständig Existenzbehauptungen.<sup>8</sup> Eher scheint es, daß Existenzsätze, sowohl im alltäglichen als auch im wissenschaftlichen Diskurs, eher eine untergeordnete Rolle spielen, jedenfalls was die Häufigkeit ihres Vorkommens betrifft.<sup>9</sup> Mindestens ebenso wichtig wie die Existenzsätze scheinen jene Sätze zu sein, mit denen wir Gegenständen Eigenschaften zu- bzw. absprechen. Z. B.:

- (2) Die gegenwärtige Königin von England ist eine reiche Frau.
- (3) Onkel Fritz ist ein guter Schwimmer.
- (4) Dieser Tisch ist braun.

Gemäß Russells Kennzeichnungstheorie sind solche Sätze versteckte Existenzsätze bzw. enthalten Existenzsätze als Bestandteil. (2) wäre dann so zu lesen:

- (2)' Es gibt ein x, x ist identisch mit der gegenwärtigen Königin von England und x ist eine reiche Frau.

---

<sup>7</sup>In diesem Abschnitt verwende ich die Ausdrücke ‘es gibt’ und ‘existiert’ synonym. Auf die Frage, ob es Sinn macht, verschiedene Seinsweisen zu unterscheiden, gehe ich jetzt nicht ein, um überflüssige Komplikationen zu vermeiden. Doch will ich keineswegs durch meinen jetzigen synonymen Gebrauch von ‘es gibt’ und ‘existiert’ die Antwort auf diese Frage vorwegnehmen.

<sup>8</sup>...jedenfalls nicht explizit. Wenn Russells Analyse von Sätzen mit Kennzeichnungen adäquat ist, dann machen wir sehr oft implizit Existenzbehauptungen. Ob wir das tatsächlich tun, lasse ich hier offen.

<sup>9</sup>Die Ontologie, also derjenige Zweig der Philosophie, der sich mit Existenzproblemen beschäftigt, bildet hierin natürlich eine Ausnahme.

Daß wir uns mit (2)' auf die Annahme festlegen, daß eine gegenwärtige Königin von England existiert, scheint offenkundig. Doch angenommen, Russells Analyse wäre nicht adäquat: Es wäre nicht wahr, daß wir immer dann, wenn wir eine Kennzeichnung verwenden, um uns auf ein Individuum zu beziehen, eine versteckte Existenzbehauptung machen.

Würden wir uns auch dann noch mit einem Satz wie (2) ontologisch festlegen oder nicht?

Auch wenn wir nicht *behaupten*, daß der Gegenstand, von dem wir sprechen, existiert, so scheint es doch, daß wir seine Existenz zumindest *voraussetzen* müssen, sobald wir sagen, er habe die-und-die Eigenschaften. Existenzvoraussetzungen scheinen eine Bedingung dafür zu sein, daß wir überhaupt sinnvollerweise Gegenständen Eigenschaften zu- oder absprechen können.

“Before we can attach any predicate to anything (‘round,’ ‘heavy,’ ‘in my pocket,’ ‘belongs to Jones,’ ‘difficult to understand’), we must presuppose that it exists. If we were not making that assumption we could not even raise the question whether a given predicate attaches to it. To predicate sweetness of the pie in the oven without presupposing that there is a pie in the oven would be as self-defeating as asking you to take the pie out of the oven, or asking you whether the pie in the oven is done, without that supposition.”<sup>10</sup>

Das scheint auch für Sätze der folgenden Art zu gelten:

- (5) Wale sind Säugetiere.
- (6) Primzahlen sind nur durch 1 und sich selbst teilbar.
- (7) Sinnesdaten sind physikalische Gegenstände.

Kann man sinnvollerweise sagen, daß Wale Säugetiere sind, ohne anzunehmen, daß es Wale gibt? Macht es Sinn zu behaupten, daß Primzahlen nur durch 1 und sich selbst teilbar sind, wenn nicht vorausgesetzt ist, daß es Primzahlen gibt? Kann man vernünftigerweise die Auffassung vertreten, daß Sinnesdaten physikalische Gegenstände sind, ohne vorauszusetzen, daß es Sinnesdaten gibt? Es scheint nicht. Aber das bedeutet, daß wir auch dann ontologisch festgelegt sein können, wenn wir keine Existenzbehauptungen machen. Es genügt, daß wir über Gegenstände sprechen, um auf die Annahme der Existenz dieser Gegenstände festgelegt zu sein.

Doch manche Theoretiker meinen, im Gegensatz zu Quine und Alston, daß es so etwas wie einen “ontologisch unschuldigen” bzw. “neutralen” Gebrauch der Sprache gibt. Nach Auffassung dieser Leute kann man ontologisch ganz unbelastet über die verschiedensten Dinge sprechen und ist weder durch den Gebrauch von Namen noch durch den Gebrauch von Quantoren oder allgemeinen Ausdrücken irgendeiner Ontologie verpflichtet.

---

<sup>10</sup>Alston, The Ontological Argument, S. 280f.

Diese Auffassung nenne ich im folgenden “die Unschuldsthese”; ihr Gegenteil, also die Auffassung, daß es keinen ontologisch neutralen Sprachgebrauch gibt, nenne ich “die Verantwortlichkeitsthese”. Zur Verdeutlichung der Unschuldsthese mögen die folgenden Zitate aus einem Aufsatz von Kit Fine dienen, in dem es vor allem darum geht, adäquate Identitätskriterien für fiktive Gegenstände zu finden:

“Let us distinguish two tasks: one the task of formalizing, and of otherwise getting straight, the principles implicit in our ordinary talk of certain objects, the other the task of saying whether there really are such objects.”<sup>11</sup>

“Does not the acceptance of propositions with non-existent constituents commit one, ontologically, to non-existents? The answer is no.”<sup>12</sup>

“My main concern in this paper is to develop a satisfactory naive theory of non-existents, though in the second part I also attempt to support the claim that there really are no non-existents.”<sup>13</sup>

Fine ist der Ansicht, es sei möglich, etwa nach Identitätskriterien für fiktive Gegenstände zu suchen, ohne auf die Annahme fiktiver Gegenstände festgelegt zu sein. Die Frage, ob es fiktive Gegenstände gibt, soll gänzlich unabhängig zu behandeln sein von der Frage, welches die Kriterien der Identität für fiktive Gegenstände sind.

Man muß wohl annehmen, daß Fine hier implizit die Unschuldsthese vertritt. Nur vor diesem Hintergrund scheinen mir die zitierten Bemerkungen verständlich zu sein. In einem drei Jahre später erschienenen Buch bekennt sich Fine sehr klar zur Unschuldsthese:

“It is necessary to distinguish, in a way that is familiar from the philosophical literature, between two uses of the phrase ‘there are’. The opinions of the nominalist will serve as an illustration. In one use of the phrase, he is concerned to deny that there are numbers; for that is just his position. But in the other use, he may be prepared to admit that there are numbers; for he may be prepared to speak with the mathematician or the common man and say that there is a solution to the equation ‘ $x + 5 = 12$ ’ or that there are prime numbers greater than 5.

If now I am asked whether there are arbitrary objects, I will answer according to the intended use of ‘there are’. If it is the ontologically significant use, then I am happy to agree with my opponent and say ‘no’. (...) But if the intended sense is ontologically neutral, then my answer is a decided ‘yes’.”<sup>14</sup>

Die folgenden Sätze könnten zu einer Theorie fiktiver Gegenstände gehören. (Es ist Fines erklärtes Ziel, eine solche Theorie zu entwickeln.):

- (8) Fiktive Gegenstände sind miteinander identisch genau dann, wenn sie dieselben nuklearen Eigenschaften haben.<sup>15</sup>
- (9) Fiktive Gegenstände werden kreiert, nicht entdeckt.

---

<sup>11</sup>The Problem of Non-Existents, S. 99.

<sup>12</sup>Ebd., S. 100.

<sup>13</sup>Ebd.

<sup>14</sup>Fine, *Reasoning with Arbitrary Objects*, S. 6f.

<sup>15</sup>Zum Begriff der “nuklearen Eigenschaft” siehe Parsons, *Nonexistent Objects*.

(10) Fiktive Gegenstände sind unvollständig.

Es scheint, daß für diese Sätze dasselbe gilt wie für die Beispielsätze (5) - (7): Man kann ihnen keinen Sinn abgewinnen, ohne eine entsprechende Existenzvoraussetzung zu machen, in diesem Fall die Voraussetzung, daß fiktive Gegenstände existieren. Und doch gibt es Theoretiker, die interessante Thesen über fiktive Gegenstände vertreten und gleichzeitig leugnen, daß es fiktive Gegenstände gibt. Kit Fine wäre hier zu nennen<sup>16</sup>; aber auch Charles Crittenden. Letzterer schreibt:

(11) "Fictional Characters are created by authors, have in stories personal qualities and histories, and yet never really exist (...) and have no ontological status whatsoever."<sup>17</sup>

Vergleichen wir diesen bemerkenswerten Satz mit dem folgenden:

(12) Der Kuchen im Ofen duftet köstlich, aber er existiert nicht und hat überhaupt keinerlei ontologischen Status.

Ich kann keinen prinzipiellen Unterschied zwischen diesen beiden Sätzen sehen, beide erscheinen mir gleichermaßen obskur. Falls es überhaupt eine Strategie gibt, den Standpunkt, der in (11) ausgedrückt ist, zu verteidigen, dann muß es wohl etwa die folgende sein: Man gibt zu, daß solche Behauptungen wie (8), (9) und (10) implizieren, daß es fiktive Gegenstände gibt, fügt aber hinzu, daß 'es gibt' hier in einem ontologisch neutralen Sinn zu verstehen sei. Aber dann erhebt sich natürlich die Frage, wie es zu verstehen ist, daß ein und derselbe Ausdruck einmal ontologisch belastet und ein andermal ontologisch neutral ist. Was macht es aus, daß 'es gibt' aus der Feder des Philosophen X "ontological import" hat, aus der Feder des Philosophen Y aber nicht, auch dann, wenn X und Y den Ausdruck 'es gibt' auf dieselbe Weise gebrauchen? Ich nehme an, daß X und Y denselben Existenzbehauptungen zustimmen, beispielsweise den Sätzen: 'Es gibt fiktive Gegenstände.' und 'Es gibt Zahlen.' Außerdem nehme ich an, daß die Logiken von X und Y sich in den relevanten Punkten gleichen, daß also ein Satz der Form 'Es gibt F's.' für X keine Implikationen hat, die er nicht auch für Y hätte. Das meine ich damit, wenn ich sage, daß sie den Ausdruck 'es gibt' auf dieselbe Weise gebrauchen. Man sollte nun annehmen, daß sich die ontologischen Weltbilder von X und Y gleichen! Doch merkwürdigerweise bestreitet Y das und behauptet, wenn er "es gibt" sage, so bedeute das etwas ganz anderes als wenn Kollege X "es gibt" sagt. Aber worauf ist diese Behauptung gestützt? X behauptet, daß es Zahlen und fiktive Gegenstände gibt, und Y behauptet, daß es Zahlen und fiktive

---

<sup>16</sup>Das gilt für den Aufsatz "The Problem of Non-Existents". In einer anderen Arbeit, einer ausführlichen Rezension von Parsons' *Nonexistent Objects*, vertritt Fine die Auffassung, daß es fiktive Gegenstände gibt. Siehe Fine, Critical Review.

<sup>17</sup>Fictional Characters and Logical Completeness, S. 331.

Gegenstände gibt. Also worin besteht nun der behauptete Unterschied zwischen dem ‘es gibt’ von X und dem von Y? Was macht es, daß das eine ontologisch belastet und das andere ontologisch neutral ist?

Solange diese Frage nicht beantwortet ist, sieht es so aus, als sei die Unschuldsthese nichts weiter als eine Flucht vor der ontologischen Verantwortung; man weigert sich einfach, die ontologischen Konsequenzen der eigenen Ansichten zu akzeptieren, weil man sie unangenehm findet. Ich ziehe es vor, bei der Auffassung zu bleiben, daß es nicht möglich ist, Gegenständen Eigenschaften zuzusprechen, ohne die Existenz dieser Gegenstände anzunehmen.

Es gibt allerdings scheinbare Gegenbeispiele gegen die Verantwortlichkeitsthese:

(13) Die Gier war stärker als die Vernunft.

(14) Er wurde ein Opfer seiner Unbeherrschtheit.

(15) Die durchschnittliche Familie verbraucht täglich 542 Liter Wasser.

Leute äußern ernsthaft solche Sätze, und wir zögern (wie es scheint, zu Recht), ihnen zu unterstellen, daß sie an die Existenz abstrakter Entitäten wie die Gier, die Vernunft, die Unbeherrschtheit oder die durchschnittliche Familie glauben. Jedenfalls schiene es vor-schnell, ihnen solche Festlegungen zu unterstellen.

Das spricht zunächst für die Unschuldsthese. Trotzdem gebe ich die Verantwortlichkeitsthese nicht auf. Ich schlage vor, die Sätze (13), (14) und (15) zu interpretieren als Beispiele metaphorischer oder sonstwie “uneigentlicher” Redeweise. M. a. W.: (13), (14) und (15) sind nicht wörtlich zu verstehen. Daher lassen sich auch nicht direkt ontologische Voraussetzungen aus ihnen ableiten.

Wir legen uns nicht durch alles, was wir sagen, ontologisch fest, sondern nur durch das, was wir wörtlich genommen haben wollen. Falls jemand (13) äußert und wörtlich das meint, was er sagt, ist er auf die Annahme der Gier und der Vernunft als abstrakte Entitäten festgelegt.

Es ist nicht von vorneherein auszuschließen, daß jemand (13) ganz wörtlich verstanden haben will. Vielleicht drückt sich in der Verwendung solcher Ausdrücke wie ‘Gier’ und ‘Vernunft’ mitunter ein mythisches Weltbild aus, demgemäß es gute und schlechte Naturkräfte gibt, die sich in einzelnen Menschen Kämpfe liefern; oder vielleicht werden die Ausdrücke ‘Gier’ und ‘Vernunft’ manchmal als Namen für Verhaltensdispositionen verwendet. Wer die Sätze (13) und (14) so versteht und akzeptiert, der ist auf die Annahme abstrakter Entitäten festgelegt. Doch es muß nichts von dieser Art gemeint sein. Möglicherweise sagt jemand (13) und meint damit nichts weiter als etwa folgendes:

- (13)' Er wünschte etwas so stark, daß er sich schließlich zu Handlungen hinreißen ließ, die ihm selbst unvernünftig erschienen.

Es mag manchmal nicht ganz leicht sein herauszufinden, was ein Sprecher wirklich mit einer Äußerung meint. Unter Umständen mag es vielleicht dem Sprecher selbst Mühe bereiten, darüber ins Klare zu kommen, was er genau gemeint hat. Es ist auch nicht auszuschließen, daß ein Sprecher selbst nach gründlicher Introspektion sich nicht eindeutig für eine Interpretation seiner Behauptung entscheiden kann. Wir müssen zugeben, daß in einem solchen Fall der Sprecher selbst nicht genau weiß, was er gemeint hat. Entsprechend bleibt dann auch unklar, welche ontologischen Annahmen er gemacht hat. Diese Möglichkeit ist zweifellos unerfreulich. Aber sie zuzulassen heißt noch lange nicht, die Unschuldsthese zu akzeptieren.

Die Unklarheitssituation, deren Möglichkeit ich zugebe, hat folgende Struktur: Ein Sprecher S äußert einen Satz s. Aufgefordert zu explizieren, was er mit s genau gemeint hat, kann S sich nicht entscheiden zwischen zwei Alternativen p und q. p impliziert die ontologische Annahme p', und q impliziert die ontologische Annahme q'. S hat entweder p oder q gemeint und ist dementsprechend entweder auf p' oder auf q' festgelegt. Da es nicht möglich ist zu entscheiden, ob S p oder q gemeint hat, ist es auch nicht möglich zu entscheiden, ob S auf p' oder auf q' festgelegt ist. Aber da S *irgend etwas* gemeint hat (nämlich entweder p oder q), muß S auch irgendeine Existenzannahme gemacht haben (entweder p' oder q').

Doch die Unschuldsthese besagt, daß S auf *überhaupt keine* Existenzannahme festgelegt ist, also weder auf p' noch auf q'. Aber das ist offenbar eine ganz andere Situation als die oben beschriebene, in der einfach nur unklar ist, auf *welche* Existenzannahme S festgelegt ist: Denn entweder p zu meinen oder q zu meinen, ist nicht dasselbe wie weder p noch q zu meinen; und nicht zu wissen, ob man p gemeint hat oder ob man q gemeint hat, ist nicht dasselbe wie überhaupt nichts gemeint zu haben. Entsprechend: Entweder p' angenommen zu haben oder q' angenommen zu haben, ist nicht dasselbe wie weder p' noch q' angenommen zu haben; und nicht zu wissen, ob man p' angenommen hat oder ob man q' angenommen hat, ist nicht dasselbe wie überhaupt nichts angenommen zu haben.

Ich gehe davon aus, daß Sprecher in den meisten Fällen irgend etwas meinen, wenn sie etwas sagen; aber dann sind sie auch auf die entsprechenden ontologischen Annahmen festgelegt. Natürlich kann man etwas "sagen" (im Sinne von: Laute produzieren), ohne irgend etwas zu meinen. Ich gebe zu, daß diese Art des "Sprechens" ontologisch unschuldig ist. Die Verantwortlichkeitsthese betrifft also weder konkrete Poesie noch Papageien und kleine Kinder, die gedankenlos vor sich hinplappern, aus bloßer Freude am Klang der Worte. Eine ontologische Festlegung gibt es nur, wenn etwas gemeint ist; und worauf jemand ontologisch festgelegt ist, wird durch das bestimmt, was er gemeint hat.

Wenn jemand (13) sagt, aber (13)' meint, dann ist (13)' relevant für die Frage der ontologischen Voraussetzungen und nicht (13).

Wenn es nur das ist, was die Vertreter der Unschuldsthese behaupten wollen, dann gibt es keinen wirklichen Gegensatz zwischen ihnen und den Vertretern der Verantwortlichkeitsthese. Auch Quine läßt ja die Möglichkeit offen, daß wir Sätze paraphrasieren können, um gewisse ontologische Festlegungen zu vermeiden.<sup>18</sup> Ich würde, zumindest vorläufig, zugeben, daß in diesem Sinne Behauptungen "ontologisch unschuldig" sein können.<sup>19</sup>

Doch ich habe den Verdacht, daß die Vertreter der Unschuldsthese Stärkeres behaupten wollen, nämlich, daß man etwas sagen kann ohne *irgendeine* ontologische Festlegung.<sup>20</sup> Ich habe anerkannt, daß jemand, der (13) äußert, möglicherweise nicht auf die Annahme abstrakter Entitäten festgelegt ist, sondern statt dessen vielleicht auf die Annahme eines konkreten Individuums, das fähig ist zu wünschen, Entscheidungen zu treffen und Handlungsalternativen zu bewerten. Doch die Unschuldsthese in ihrer starken Version würde besagen, daß jemand, der (13) äußert, auf *überhaupt nichts* ontologisch festgelegt ist.

Die Unschuldsthese in dieser Form impliziert, wie mir scheint, daß Gedanken und Sätze hinsichtlich ihres Inhalts fundamental unklar sind. Ich habe schon angedeutet, daß diese Unklarheit ganz verschieden ist von derjenigen, deren Möglichkeit ich zugegeben habe, die aber die Gültigkeit der Verantwortlichkeitsthese nicht einschränkt. Denn wer entweder p gemeint hat oder q gemeint hat, der hat irgend etwas Bestimmtes gemeint, selbst wenn es unmöglich ist herauszufinden, was dieses bestimmte Etwas ist. Die Unklarheit, die meiner Ansicht nach eine Konsequenz der Unschuldsthese ist, ist dagegen von der folgenden Art: Es ist *überhaupt nichts* Bestimmtes gemeint, also weder p noch q, noch irgend etwas anderes - also gar nichts.

Es scheint eine Konsequenz der Unschuldsthese zu sein, daß es grundsätzlich nicht möglich ist zu sagen, *worüber* jemand spricht bzw. *woran* jemand denkt. Wenn es prinzipiell unmöglich ist zu sagen, ob ein Sprecher über Verhaltensdispositionen gesprochen hat oder über gottähnliche Entitäten oder über seinen Bruder oder über eine Kette von Ereignissen oder über irgend etwas anderes, in welchem Sinn können wir dann noch sagen, daß wir die Äußerung verstanden haben oder daß der Sprecher selbst die Äußerung verstanden hat?

---

<sup>18</sup>Siehe On What There Is, S. 13.

<sup>19</sup>Um die Probleme in Zusammenhang mit Paraphrasierungen wird es im nächsten Abschnitt dieser Arbeit gehen.

<sup>20</sup>Weder Fine noch Crittenden versuchen, unerwünschte Entitäten "wegzuparaphrasieren". Die Pointe der Unschuldsauffassung besteht ja gerade darin, daß es überflüssig ist, Paraphrasierungen zu suchen, da man ja ohnehin keinerlei ontologische Verpflichtung eingeht - gleichgültig, wie man sich ausdrückt.

Dieses Problem ist nicht identisch mit dem Paraphrasierungsproblem, von dem im nächsten Kapitel die Rede sein wird. Nehmen wir an, ein-und-dieselbe Behauptung ließe sich mit Hilfe verschiedener "Redeweisen" ausdrücken. Z. B.: Angenommen, (13) und (13)' würden dasselbe ausdrücken; und angenommen, es gäbe noch eine Reihe weiterer Paraphrasierungen von (13), nämlich (13)", (13)'" usw. , und alle diese verschiedenen Sätze wären äquivalent; die "Übersetzung" von einer Redeweise in eine andere wäre wie die Übersetzung von einer natürlichen Sprache in eine andere; es wäre gleichgültig, ob wir über Ereignisse sprechen oder über physikalische Dinge oder über Universalien usf.; wir würden immer dasselbe ausdrücken, welcher Redeweise wir uns auch bedienten. Ich nenne diese Annahme jetzt die "Paraphrasierbarkeitsthese". Sie ist eine Voraussetzung der Unschuldsthese, und sie scheint mir schwer zu akzeptieren. Ich glaube nicht, daß die Sätze (13) und (13)' logisch äquivalent sind, wenngleich Sprecher vielleicht manchmal (13) *sagen* und (13)' *meinen*.

Doch ich will jetzt diese Bedenken beiseite lassen und nehme an, daß die Paraphrasierbarkeitsthese richtig ist. Aber selbst wenn man die Paraphrasierbarkeitsthese akzeptiert, gibt es immer noch gute Gründe, die Unschuldsthese nicht zu akzeptieren. Nehmen wir an, wir haben eine Reihe von Sätzen *s'*, *s''*, *s'''* usf.; jeder von ihnen soll einer anderen Redeweise zuzuordnen sein (und das heißt: gemäß der Verantwortlichkeitsthese impliziert jeder von ihnen andere ontologische Annahmen); alle diese Sätze sollen äquivalent sein. Wiederum lautet das Argument: Wir können *keinen* dieser Sätze verstehen, ohne *irgendwelche* ontologischen Annahmen zu machen. Dies gilt auch dann, wenn wir wissen, daß alle diese Sätze äquivalent sind. Wir müssen nicht die ontologischen Implikationen *aller* dieser Sätze akzeptieren, aber mindestens die *eines* Satzes. Andernfalls befinden wir uns in der Lage einer Person, die einen Satz einer unbekannten Sprache verstehen soll mittels verschiedener Übersetzungen dieses Satzes in andere unbekannte Sprachen. Das kann natürlich nicht funktionieren: Ein Satz in chinesischer Sprache, den ich nicht verstehe, wird mir durch Übersetzungen ins Arabische und Türkische nicht verständlicher, wenn ich letztere Sprachen ebenso wenig beherrsche wie das Chinesische selbst; und da nützt es mir nichts zu wissen, daß alle diese mir unverständlichen Lautkombinationen dasselbe bedeuten. Aber wenn ich zumindest *eine* der Sprachen beherrsche und weiß, daß alle Sätze dieselbe Bedeutung haben, dann verstehe ich sie alle, ohne alle Sprachen beherrschen zu müssen.

Analog dazu ist der Beispielsatz über "die durchschnittliche Familie" für sich genommen unverständlich, wenn man nicht annimmt, daß es die durchschnittliche Familie gibt; aber er läßt sich mit wenig Mühe in einen Satz über gewöhnliche, konkrete Familien umformulieren. Etwa so:

(15)' Im Durchschnitt verbraucht jede Familie täglich 542 Liter Wasser.

Wenn ich weiß, daß (15) und (15)' äquivalent sind, dann verstehe ich mit Hilfe der "Übersetzung" nun auch den Satz über die durchschnittliche Familie, ohne annehmen zu müssen, daß es die durchschnittliche Familie gibt. Das gilt allerdings nur dann, wenn ich den Satz (15)', also den Satz über konkrete Familien, verstehe; und diesen Satz kann ich nur verstehen, wenn ich annehme, daß es konkrete Familien gibt.

M. a. W.: *Eine* Redeweise (mindestens eine) muß ernstgenommen werden. Ohne *irgendwelche* ontologischen Annahmen wird alles Sprechen unverständlich.

Doch es gibt eine Interpretation der Unschuldsthese, gegen die sich, wie ich meine, schwerlich Einwände erheben lassen: Allem bisher Gesagten scheinbar zum Trotz ist es zumindest in einem Sinn nicht unmöglich, eine Theorie der nichtexistierenden Gegenstände zu entwickeln, ohne sich auf die Annahme solcher Gegenstände festzulegen.

Es ist eine Tatsache, daß Leute sich mit allerhand Fragen beschäftigen, ohne sich weiter um die ontologischen Grundlagen zu kümmern. Mathematiker beschäftigen sich mit Zahlen; Historiker beschäftigen sich mit Ereignissen; und sowohl Literaturtheoretiker als auch Logiker beschäftigen sich mit fiktiven Gegenständen. Man muß zugeben, daß man etwa die Frage, ob fiktive Gegenstände unvollständig sind oder nicht und was genau unter Unvollständigkeit zu verstehen ist, behandeln kann, ohne die ontologische Frage zu behandeln, ob fiktive Gegenstände existieren. Diese Frage, die Frage nach der Unvollständigkeit fiktiver Gegenstände, ist nicht nur für sich genommen interessant genug, sondern kann auch unabhängig von ontologischen Fragen behandelt werden, ganz so, wie man Mathematik betreiben kann, ohne sich die Frage nach dem ontologischen Status von Zahlen zu stellen.

Man könnte also sagen, daß es ontologisch neutrale Kontexte gibt und daß Behauptungen, die in einem solchen Kontext gemacht werden, keinen "ontological import" haben. Doch was besagt das? Mir scheint: Es besagt nicht weniger, aber auch nicht mehr, als daß manche Leute eben nicht an der ontologischen Dimension eines Problems interessiert sind. Jemand möchte vielleicht nur Fragen der Semantik untersuchen und nicht Fragen der Ontologie. Das bedeutet natürlich nicht, daß Fragen der Semantik von Fragen der Ontologie völlig unabhängig sind. Doch man *muß* diesen Zusammenhang nicht herstellen. Man kann prinzipiell einen Bereich getrennt vom anderen untersuchen. Weiters scheint es, daß Antworten auf Fragen der Semantik, der Logik etc. nicht notwendigerweise die Antworten auf Fragen der Ontologie determinieren. Wenn wir etwa zu dem Ergebnis kommen, daß fiktive Gegenstände logisch unvollständig sind, dann sind wir dadurch noch nicht darauf festgelegt, daß fiktive Gegenstände nicht existieren - und umgekehrt. Manche würden vielleicht einwenden, daß Unvollständigkeit Nichtexistenz impliziert oder, im umgekehrten Fall, daß Gegenstände, die vollständig sind, auch existieren müssen. Aber diese Be-

hauptungen gehören bereits in das Gebiet der Ontologie; und jemand, der sich nur für *logische* Fragen in Zusammenhang mit fiktiven Gegenständen interessiert, wird dazu nicht Stellung nehmen und ist dazu auch nicht verpflichtet. Die Ontologen können natürlich aus den Ergebnissen der Logiker ihre Schlüsse ziehen; aber die Logiker selbst brauchen es nicht zu tun.

In diesem Sinne gibt es tatsächlich einen “ontologisch unschuldigen” Gebrauch der Sprache. Wenn jemand seinen Ausführungen zu einem Thema vorausschickt, er wolle in einem “ontologisch unschuldigen” Sinn verstanden werden, dann können wir das demnach so verstehen, daß die betreffende Person an Semantik, Logik etc. interessiert ist, nicht aber an Ontologie (jedenfalls im Augenblick nicht). Manchmal kann so eine Anmerkung nützlich sein zur Vermeidung von Mißverständnissen. Allerdings, wer Behauptungen aufstellt wie: “Fiktive Gegenstände existieren nicht und haben überhaupt keinen ontologischen Status.”<sup>21</sup>, dem kann man wohl kaum ontologische Neutralität in diesem Sinn zubilligen.

Kurz: Es gibt einen ontologisch neutralen Gebrauch der Sprache in dem Sinne, daß es möglich ist, die ontologische Dimension auszuklammern. D. h.: Man macht sie ganz einfach nicht zum Thema. Doch selbstverständlich haben in einem in diesem Sinn ontologisch neutralen Diskurs überhaupt keine ontologischen Behauptungen Platz, auch keine reduktionistischen. M. a. W.: Jemand, der die Existenz gewisser Entitäten *leugnet*, kann ebensowenig einen ontologisch neutralen Status für sich beanspruchen wie jemand, der die Existenz gewisser Entitäten *behauptet*. Der einzige Weg, ontologische Festlegung zu vermeiden (in dem einzigen Sinn, in dem das überhaupt möglich ist), besteht darin, sich einfach nicht um ontologische Voraussetzungen zu kümmern. Das ist legitim. Doch ebenso legitim ist es, diese verborgenen, stillschweigend gemachten ontologischen Voraussetzungen sichtbar zu machen und ihre Konsequenzen zu untersuchen; und das ist eines der Ziele dieser Arbeit.

---

<sup>21</sup>Siehe Crittenden, *Fictional Characters and Logical Completeness*, S. 331.

### c. Über Paraphrasierungsstrategien

Schon in den vorangegangenen Abschnitten war mehrmals von Paraphrasierungsstrategien die Rede. Eine Paraphrasierungsstrategie besteht darin, einen Satz, der uns auf die Annahme unerwünschter Entitäten festlegt, den wir aber dennoch nicht aufgeben wollen, weil wir von seiner Wahrheit überzeugt sind, so umzuformulieren, daß die Bezugnahme auf die unerwünschten Entitäten verschwindet. Einige Beispiele:

- (1) Die durchschnittliche österreichische Familie hat 1,7 Kinder.
- (1)' Im Durchschnitt hat jede österreichische Familie 1,7 Kinder.
- (2) Es gibt einen Unterschied zwischen ihnen.
- (2)' Sie sind nicht in jeder Hinsicht gleich.
- (3) Er wurde ein Opfer seiner Unbeherrschtheit.
- (3)' Er reagierte unbeherrscht.

Viele Sätze, von deren Wahrheit wir überzeugt sind, involvieren die Annahme fiktiver Gegenstände. Z. B.:

- (4) Pegasus ist ein geflügeltes Pferd.
- (5) Sherlock Holmes ist eine der populärsten Figuren in der Geschichte des Kriminalromans.
- (6) Mr. Pickwick ist eine Schöpfung von Dickens.

Gleichzeitig sind die meisten Leute davon überzeugt, daß es eine ziemlich triviale Wahrheit ist, daß fiktive Gegenstände nicht existieren. Werden nicht verängstigte Kinder mit der Auskunft beruhigt, daß der Teufel nicht existiert, sondern nur eine Sagengestalt ist und daß es den bösen Zauberer in Wirklichkeit nicht gibt, sondern nur als Figur im Märchen? Und wer sieht einen Widerspruch in der Behauptung, daß Winnetou nur eine Romanfigur ist und niemals existiert hat? Es scheint, daß die Prädikate 'ist fiktiv' und 'existiert nicht' oftmals geradezu als Synonyme gebraucht werden.<sup>1</sup>

In (4), (5) und (6) werden, dem Anschein nach wenigstens, verschiedenen fiktiven Gegenständen Eigenschaften zugesprochen. Wie ich im vorangegangenen Abschnitt ausführlich dargelegt habe, ist es vernünftig anzunehmen, daß eine wahre Prädikation die Existenz des Gegenstandes, dem etwas prädiziert wird, voraussetzt. Daher stehen Sätze

---

<sup>1</sup>Wenn ich hier von "Prädikaten" spreche, dann meine ich Prädikate im *grammatikalischen* Sinne; ich nehme hier aber nicht eine Antwort auf die Frage vorweg, ob Existenz ein Prädikat im logischen Sinne ist.

wie (4), (5) und (6) zunächst einmal im Widerspruch zu der Annahme, daß fiktive Gegenstände nicht existieren. Es liegt also nahe, für derartige problematische Beispielsätze geeignete Paraphrasierungen zu suchen. Wenn es gelänge, für jeden wahren Satz, der eine Bezugnahme auf fiktive Gegenstände involviert, eine Paraphrasierung zu finden, aus der jede solche Bezugnahme eliminiert wurde, dann, so scheint es, wäre das Problem der fiktiven Gegenstände gelöst.

So könnte man etwa versuchen, das Sprechen über fiktive Gegenstände zu interpretieren als ein Sprechen über Sätze bzw. Bücher oder über Autoren.<sup>2</sup> Bei dem Versuch, ein derartiges Programm durchzuführen, stößt man aber schnell auf eine Vielzahl schwieriger technischer Probleme.<sup>3</sup> Das dürfte wohl der Grund dafür sein, weshalb nur wenige sich ernsthaft auf ein solches Unternehmen einlassen.<sup>4</sup>

Ich möchte hier aber nicht Detailprobleme einzelner Paraphrasierungsstrategien diskutieren, sondern statt dessen auf einige grundsätzliche Schwierigkeiten hinweisen, die Paraphrasierungsstrategien im Allgemeinen betreffen:

1. Wann ist eine Paraphrasierung adäquat? Anders formuliert: Wann ist ein Satz  $p'$  tatsächlich eine Paraphrasierung von  $p$  und nicht irgendein Satz, der etwas ganz anderes ausdrückt als  $p$ ? Es scheint klar zu sein, daß  $p'$  in irgendeinem Sinn *bedeutungsgleich* sein muß mit  $p$ , damit man  $p'$  mit Recht eine Paraphrasierung von  $p$  nennen kann. Andernfalls würde jede Paraphrasierungsstrategie darauf hinauslaufen,  $p$  ganz einfach als falsch oder sogar als unsinnig zu verwerfen. Aber das soll ja gerade nicht geschehen. Der Zweck der Paraphrasierung besteht ja eben darin, daß der Intuition, daß  $p$  wahr ist, Rechnung getragen wird. Aber wie steht es mit der Bedeutungsgleichheit von  $p$  und  $p'$ ? Z. B.:

(7) Helena exemplifiziert Schönheit.

(7)' Helena ist schön.

In welchem Sinn ist (7) bedeutungsgleich mit (7)'? Logische Äquivalenz liegt offenbar nicht vor: (7) ist wahr, wenn es ein Individuum gibt (Helena) und wenn es einen abstrakten Gegenstand gibt (die Schönheit) und wenn zwischen diesen beiden eine Relation besteht (die Relation des Exemplifiziert-Werdens). (7)' ist dagegen wahr, wenn es ein Individuum gibt, welches schön ist. (7) drückt eine Relation aus, (7)' nicht. In (7) ist von einem abstrakten Gegenstand die Rede, in (7)' nicht. Inwiefern können also (7) und (7)' bedeutungsgleich sein?

---

<sup>2</sup>Vgl. beispielsweise Ryle, *Imaginary Objects*, 18-43.

<sup>3</sup>Für detaillierte Kritik vgl. Parsons, *Nominalistic Theories of Fictional Objects*, 314f. und Howell, *Fictional Objects*.

<sup>4</sup>Einer der wenigen ist Wolfgang Künne, etwa in seinem Vortrag am dritten Kongreß der Österreichischen Gesellschaft für Philosophie im Februar 1994 in Salzburg, aber auch in *Perception, Fiction, and Elliptical Speech*.

Man könnte versuchen, die These von der Bedeutungsgleichheit so zu verteidigen: (7) und (7)' haben denselben *empirischen Gehalt*. Mag sein, daß mit (7) in einer Weise mehr gesagt wird als mit (7)': Sowohl mit (7) als auch mit (7)' wird etwas über die Erfahrungswelt behauptet, aber mit (7) wird noch etwas Zusätzliches behauptet, das nicht mehr die Erfahrungswelt betrifft. Doch so weit es die Aussage über die Erfahrungswelt betrifft, ist (7) äquivalent mit (7)'.

Aber das ist nicht wirklich eine Lösung, und zwar aus zwei Gründen: Erstens erscheint es mir höchst zweifelhaft, ob mit (7) wirklich dasselbe über die Erfahrungswelt gesagt wird wie mit (7)'. Denn *wenn* es wahr ist, daß irgendein Einzelding irgendeine Eigenschaft exemplifiziert, dann ist das eine Wahrheit über die Erfahrungswelt. *Wenn* diese Tulpe auf meinem Tisch Rot-zu-sein exemplifiziert, dann ist es eine *empirische* Wahrheit, daß diese Tulpe Rot-zu-sein exemplifiziert. Auch wenn Eigenschaften selbst nicht Teil der Erfahrungswelt sind: Das Exemplifiziertwerden von Eigenschaften findet, wenn es überhaupt irgendwo stattfindet, in der Erfahrungswelt statt. Das ist der erste Einwand. Der zweite Einwand lautet: Selbst wenn wir zugeben würden, daß sich (7) und (7)' hinsichtlich ihres "empirischen Gehalts" nicht unterscheiden, so wäre für die Sache des Paraphrasierungstheoretikers dadurch nichts gewonnen. Warum nicht? Nehmen wir an, wir könnten (7) so aufdröseln, daß wir zwei Sätze erhalten, nämlich einen, der etwas Empirisches ausdrückt, und einen anderen, der etwas Nicht-Empirisches ausdrückt. Nehmen wir weiter an, daß (7)' nur etwas Empirisches ausdrückt und daß hinsichtlich der empirischen Behauptung, die mit (7) und (7)' ausgedrückt wird, kein Unterschied besteht zwischen den beiden Sätzen. Eine derartige Analyse von (7) müßte dann wohl etwa so aussehen:

(7)\* Helena ist schön, und die Eigenschaft Schön-zu-sein wird von Helena exemplifiziert.

Man sieht jetzt schon, daß das keine Lösung sein kann. Denn daß (7)\* mit (7)' nicht äquivalent ist, ist wohl mindestens ebenso offensichtlich wie die Nicht-Äquivalenz von (7) und (7)'. Und die Frage nach der Bedeutungsgleichheit stellt sich hier noch verschärft: Wie kann man behaupten, daß (7)\* und (7)' bedeutungsgleich sind, wenn (7)\* eine Konjunktion ist und (7)' nur das Vorderglied dieser Konjunktion?

Jemand könnte vielleicht zugunsten der Bedeutungsgleichheits-These einwenden: Wenn auch (7)\* und (7)' nicht im strengen Sinn bedeutungsgleich sind, in einem schwächeren Sinn sind sie es doch. Wir können sagen, daß (7)\* und (7)' "*empirisch bedeutungsgleich*" sind.

Aber das ist auch keine Lösung. Denn "empirische Bedeutungsgleichheit" ist zu wenig. (7)' soll eine empirische Behauptung ausdrücken und sonst nichts. (7)\* soll eine empirische *und* eine nicht-empirische Behauptung ausdrücken. Also sind (7)' und (7)\* nicht be-

deutungsgleich. Dem Universalienrealisten sollte, falls er seine eigene Position ernst nimmt, der zweite Teil von (7)\* zu wichtig sein, als daß er seiner ersatzlosen Streichung zustimmen könnte. Denn andernfalls würde sich seine Position in nichts von der des Nominalisten unterscheiden; und das kann wohl kaum in seinem Sinne sein.

Wenn der Paraphrasierungstheoretiker (7) als (7)\* interpretiert, dann gibt er damit zu, daß mit (7) etwas ausgedrückt wird, das mit (7)' nicht ausgedrückt wird. Aber wenn mit (7) etwas ausgedrückt wird, das mit (7)' nicht ausgedrückt wird, dann sind (7) und (7)' nicht bedeutungsgleich, und somit ist (7)' keine adäquate Paraphrasierung von (7). Das ist das erste grundsätzliche Problem in Zusammenhang mit Paraphrasierungsstrategien.

2. Nehmen wir einmal an, es gäbe irgendeine Lösung für das erste Problem, es wäre also möglich, für Sätze mit unerwünschten ontologischen Implikationen tatsächlich adäquate, d. h. in irgendeinem Sinn bedeutungsgleiche, Paraphrasierungen zu finden. Dann aber erhebt sich die Frage: Wenn p und p' bedeutungsgleich sind, wie ist es dann möglich, daß p irgend etwas impliziert, das von p' nicht impliziert wird? Es scheint unmöglich zu sein, daß von zwei *bedeutungsgleichen* Sätzen p, p' einer eine ontologische Annahme impliziert, die der andere nicht impliziert. Denn wenn p und p' tatsächlich bedeutungsgleich sind, dann muß alles, was von p impliziert wird auch von p' impliziert werden. Wenn p irgend etwas impliziert, das p' nicht impliziert, dann sind p und p' eben nicht wirklich bedeutungsgleich.

Damit schließt sich der Kreis. Es scheint, daß wir es hier eigentlich mit zwei Seiten *eines* Problems zu tun haben. Man könnte es zusammenfassend so formulieren: Entweder ist eine Paraphrasierung nicht adäquat (drückt nicht dasselbe aus wie p), oder sie ist unnütz, das heißt: sie erfüllt nicht den Zweck, den sie erfüllen soll, nämlich die Bezugnahme auf unerwünschte Entitäten zu eliminieren (bei gleichzeitiger Bewahrung der Intuition, daß p wahr ist).<sup>5</sup> M. a. W.: Wenn p und p' bedeutungsgleich sind, dann impliziert p' genau das, was auch von p impliziert wird. In diesem Fall verfehlt die Paraphrasierung ihr Ziel. Wenn aber p und p' nicht dieselben Implikationen haben, dann sind sie nicht bedeutungsgleich, und die Paraphrasierung ist nicht adäquat. Wenn diese Überlegungen richtig sind, dann ist es prinzipiell unmöglich, mit Hilfe einer Paraphrasierungsstrategie ontologischen Festlegungen zu entkommen.

3. Es gibt noch einen weiteren grundsätzlichen Einwand gegen jede Art von Paraphrasierungsstrategie:

(8) S glaubt, daß p.  
impliziert *nicht*

---

<sup>5</sup>Siehe Alston, The Ontological Argument, S. 288f.

(8)' S glaubt, daß p'.

Das gilt auch dann, wenn p und p' logisch äquivalent sind. Man kann daher gegen jede Paraphrasierung einwenden: Unser Problem ist doch, daß wir *p* intuitiv für wahr halten, und *das* ist es, was erklärt werden soll. Unsere problematischen Intuitionen betreffen *p* - und nicht irgendeinen anderen Satz p'.

Beispielsweise ist es unsere Überzeugung, daß die Sätze (4), (5) und (6) wahr sind, die mit anderen Überzeugungen konfligiert und so ein Problem entstehen läßt. Wenn wir das Problem lösen wollen, dann müssen wir uns genau mit *diesen* Überzeugungen beschäftigen. Die Feststellung, daß andere Sätze (4)', (5)' und (6)' wahr sind, mag zwar erhellend sein, löst aber nicht den ursprünglichen Konflikt auf. Angenommen, ich halte für wahr, daß Pegasus ein Flügelpferd ist und halte gleichzeitig für wahr, daß Pegasus nicht existiert und daß etwas, das nicht existiert auch kein Flügelpferd sein kann. Angenommen, jemand vermag mich davon zu überzeugen, daß es einen wahren Satz gibt, der mit dem von mir für wahr gehaltenen Satz über Pegasus äquivalent ist und in dem von Pegasus keine Rede mehr ist. Was ist damit gewonnen? Ich bin ja immer noch der Überzeugung, daß Pegasus ein Flügelpferd ist und daß Pegasus nicht existiert und daß nur ein existierender Gegenstand ein Flügelpferd sein kann! Vielleicht habe ich neue Einsichten gewonnen. Aber der Lösung meines ursprünglichen Problems bin ich keinen Schritt näher gekommen; der Konflikt besteht immer noch.<sup>6</sup>

Das Resultat der vorangegangenen Überlegungen lautet: Paraphrasierungsstrategien sind kein geeignetes Mittel zur Vermeidung unerwünschter ontologischer Annahmen. Wenn p ein Satz ist, von dessen Wahrheit wir überzeugt sind und wir diese Überzeugung nicht aufgeben wollen, dann müssen wir auch die Konsequenzen tragen und alles das akzeptieren, was von p impliziert wird. Falls uns dieser Preis zu hoch ist, müssen wir p eben aufgeben. Paraphrasierungsstrategien scheinen irgendwie ein Versuch zu sein, einen Mittelweg zu finden, wo es keinen Mittelweg gibt.

Wenn es wahr ist, daß die durchschnittliche österreichische Familie 1,7 Kinder hat, dann *gibt* es die durchschnittliche österreichische Familie. Wenn es die durchschnittliche österreichische Familie nicht gibt, dann ist es eben nicht wahr, daß die durchschnittliche österreichische Familie 1,7 Kinder hat. Selbstverständlich kann es nichtsdestotrotz wahr sein, daß im Durchschnitt jede österreichische Familie 1,7 Kinder hat. Jemand kann vernünftigerweise glauben, daß jede österreichische Familie im Durchschnitt 1,7 Kinder hat, ohne gleichzeitig zu glauben, daß die durchschnittliche österreichische Familie 1,7 Kinder hat.

---

<sup>6</sup>Vgl. Castañeda, Individuals, Reference, and Existence, S. 466.

Natürlich ist es möglich, daß jemand *sagt*, daß die durchschnittliche österreichische Familie 1,7 Kinder hat, aber *meint*, daß jede österreichische Familie im Durchschnitt 1,7 Kinder hat. Das alles ist unproblematisch. Ein Problem entsteht erst dann, wenn man behauptet, daß zu sagen, daß die durchschnittliche österreichische Familie 1,7 Kinder hat, *dasselbe sei* wie zu sagen, daß im Durchschnitt jede österreichische Familie 1,7 Kinder hat.

Ich bestreite nicht, daß manches von dem, was wir sagen, nicht wörtlich zu verstehen ist. (Ich habe selbst im vorigen Abschnitt einige Beispiele gegeben für Sätze, die wahrscheinlich häufig nicht wörtlich gemeint sind.) Es entsteht kein Problem daraus, daß diese Sätze durch andere ersetzt werden, die genau das ausdrücken, was eigentlich gemeint ist. Man kann natürlich jederzeit einen Satz *p* als falsch verwerfen und einen Satz *p'* als wahr anerkennen. Die Probleme entstehen erst aus der Annahme, daß *p* und *p'* *bedeutungsgleich* sind.

Wenn wir finden, daß einige unserer Überzeugungen im Lichte anderer Überzeugungen unhaltbar sind, dann steht es uns jederzeit frei, diese Überzeugungen aufzugeben. Es mag sein, daß viele unserer Überzeugungen einer kritischen Reflexion nicht standhalten, daß wir uns eingestehen müssen, daß wir die längste Zeit baren Unsinn für wahr gehalten haben. Es kann aber auch sein, daß wir nach weiterer Überlegung zu dem Ergebnis kommen, daß zumindest einige der Überzeugungen, die uns problematisch erschienen, eigentlich gar nicht so unvernünftig sind, daß es vielmehr andere Überzeugungen sind, die wir aufgeben sollten. Wir sind beispielsweise vielleicht geneigt, alle unsere Überzeugungen über durchschnittliche Familien aufzugeben, sobald uns bewußt wird, daß diese Überzeugungen *abstrakte Gegenstände* betreffen. Doch es ist nicht auszuschließen, daß uns im Laufe weiterer Reflexion die Annahme abstrakter Gegenstände gar nicht mehr so verrückt erscheint. Wir verstehen doch gut, was es heißt, daß die durchschnittliche österreichische Familie 1,7 Kinder hat! Warum sollten wir also eigentlich nicht annehmen, daß es die durchschnittliche österreichische Familie, als abstrakten Gegenstand, gibt? Gut, wir sind der Überzeugung, daß es abstrakte Gegenstände nicht gibt. Aber warum sollte man nicht *diese* Überzeugung aufgeben anstelle der Überzeugung, daß 'Die durchschnittliche österreichische Familie hat 1,7 Kinder.' ein vernünftiger und möglicherweise sogar wahrer Satz ist?

## II. Fiktionaler und nicht-fiktionaler Diskurs

In diesem Kapitel möchte ich erstens den logischen Status des fiktionalen Diskurses näher bestimmen; und zweitens möchte ich untersuchen, mittels welcher Kriterien der fiktionale Diskurs vom nicht-fiktionalen Diskurs abzugrenzen ist.

### *I. Der logische Status des fiktionalen Diskurses*

Zunächst ist es wichtig, zu unterscheiden zwischen dem *fiktionalen Diskurs* und dem *Diskurs über Fiktionen*. Z. B.:

- (1) “Sherlock Holmes nahm eine Flasche vom Kaminsims herunter und holte sorgsam seine Injektionsspritze aus dem Lederetui hervor.”  
(Conan Doyle, *Das Zeichen der Vier*)

Mit diesem Satz beginnt eine der Detektivgeschichten von Conan Doyle. (1) ist also ein *Satz eines Autors*, ein Satz, den ein Autor verwendete, um eine Fiktion zu kreieren. Den Diskurs des Autors, der indem er Sätze äußert eine Fiktion kreiert, nenne ich den *fiktionalen Diskurs*.

- (2) Sherlock Holmes ist kokainsüchtig.

(2) kommt, so viel ich weiß, in keiner von Conan DoYLES Geschichten vor. (2) ist also nicht ein Satz des Autors, gehört nicht dem fiktionalen Diskurs an. M. a. W.: (2) gehört nicht zu den Sätzen, die Doyle verwendete, um seine Fiktion zu kreieren. (2) gehört dem *Diskurs über Fiktionen* an. Als Satz über eine Fiktion ist (2) wahr. Für die Wahrheit von (2) ist nicht erforderlich, daß irgendwann ein Kokainsüchtiger mit dem Namen ‘Sherlock Holmes’ gelebt hat. Selbst wenn dies zufällig der Fall wäre, so wäre (2) nicht ein Satz über diese Person. Denn Doyle hat nicht eine Biographie einer realen Person geschrieben, sondern eine erfundene Geschichte mit erfundenen Figuren.<sup>1</sup> Holmes ist die (erfundene)

---

<sup>1</sup> Ich setze hier voraus, daß ein Autor nicht zufällig und unbeabsichtigt die Biographie einer realen Person schreiben kann, indem er eine Geschichte erfindet, die durch einen sehr unwahrscheinlichen Zufall mit der Wirklichkeit übereinstimmt. Zurückgewiesen wird diese Voraussetzung von Gilbert Ryle in: *Imaginary Objects*. Siehe Abschnitt IVa.: “Reale Gegenstände in Fiktionen”.

Hauptfigur einer Serie von Detektivgeschichten<sup>2</sup>; und (2) ist ein wahrer Satz über diese Figur. Holmes ist so, wie er ist, weil der Autor Conan Doyle ihn so kreiert hat; und Doyle kreierte ihn, indem er Sätze zu Papier brachte. Holmes ist kokainsüchtig, weil Doyle ihn als Kokainsüchtigen kreiert hat, und das tat er, indem er Sätze wie (1) niederschrieb. In diesem Sinne kann man sagen, daß Sätze über Fiktionen durch Sätze wahrgemacht werden, nämlich durch Sätze des fiktionalen Diskurses. Zu den Sätzen, die (2) wahr machen, gehört (1). Doch wie steht es mit dem Wahrheitswert von (1) selbst? Ist (1) wahr?

Kann man sagen, daß auch (1) wahr ist als Satz über eine Figur einer Geschichte? Nein! Denn als Conan Doyle (1) niederschrieb, da gab es noch keine Geschichte und keinen Holmes. Doyle war ja gerade eben im Begriff, beide zu kreieren.<sup>3</sup>

Natürlich könnte ein Leser (1) verwenden, um über die betreffende Fiktion zu sprechen. (1) als Antwort auf die Frage ‘Wie beginnt die Geschichte *Das Zeichen der Vier*?’ ist ein wahrer Satz. In diesem Kontext ist (1) nicht mehr ein Satz des Autors, sondern ein Satz über eine Fiktion. Zumindest manche Sätze, in denen von fiktiven Gegenständen die Rede ist, sind also in einer bestimmten Weise mehrdeutig: Sie können sowohl Sätze des fiktionalen Diskurses als auch Sätze über Fiktionen sein.

Fiktionale Sätze<sup>4</sup> sind weder durch Übereinstimmung mit der Wirklichkeit wahr noch durch Übereinstimmung mit einer Geschichte. Sind sie also allesamt falsch? Ich kenne kein zwingendes Argument gegen diese Auffassung fiktionaler Sätze. Unserer gewöhnlichen, noch nicht philosophisch reflektierten Einstellung zum fiktionalen Diskurs scheint es jedoch eher zu entsprechen, fiktionalen Sätzen *überhaupt keinen Wahrheitswert* zuzusprechen. Demgemäß sind fiktionale Sätze also weder wahr noch falsch. Dabei sind fiktionale Sätze keineswegs sinnlos, im Sinne von unverständlich. Es scheint vielmehr, daß die Frage nach der Wahrheit oder Falschheit eines Satzes in Bezug auf die Sätze des fiktionalen Diskurses einfach nicht angebracht ist. Denn im fiktionalen Diskurs wird nicht wirklich etwas behauptet. Mittels des fiktionalen Diskurses werden Fiktionen *kreiert*. Die Autoren bedie-

---

<sup>2</sup>Daß eine Figur erfunden ist, schließt nicht aus, daß sie auf einer realen Person *basiert*. Siehe dazu Abschnitt IVa.: “Reale Gegenstände in Fiktionen”.

<sup>3</sup>Ich sehe jetzt davon ab, daß Doyle eine ganze *Serie* von Sherlock Holmes-Geschichten geschrieben hat und daß möglicherweise von der Kokainsucht seines Helden schon in einer früher entstandenen Geschichte die Rede ist. Ich behandle Doyles Detektiv-Geschichten für den Augenblick so, als handle es sich um *eine* Geschichte mit vielen Kapiteln; und diese Geschichte lasse ich mit dem Beispielsatz (1) beginnen. Auf das Serienproblem komme ich später noch einmal zurück. Siehe Abschnitt IVb.: “Identität und Individuierung”.

<sup>4</sup>Fiktionale Sätze sind die Sätze des fiktionalen Diskurses. Eine terminologische Anmerkung: Ich spreche von *fiktionalen* Sätzen, aber von *fiktiven* Gegenständen. Ich verwende also den Ausdruck ‘fiktional’ zur Charakterisierung einer Diskursart; im Gegensatz dazu bestimme ich mit dem Terminus ‘fiktiv’ den ontologischen Status von Gegenständen.

nen sich sozusagen behauptender Sätze, aber nicht zu dem Zwecke, etwas zu behaupten, wie im gewöhnlichen Diskurs, sondern um eine Fiktion zu kreieren.<sup>5</sup> In Freges Worten: Die Sätze haben im fiktionalen Diskurs keine "behauptende Kraft".

Der fiktionale Diskurs scheint am angemessensten zu charakterisieren als eine Art unernster Redeweise<sup>6</sup> oder, wie es oft heißt, als ein "So tun, als ob". Wenn jemand eine Geschichte erzählt, dann äußert er Sätze, die der Form nach Behauptungen sind. Aber in diesem Kontext fungieren sie nicht als Behauptungen; der Erzähler behauptet nicht wirklich etwas. Man könnte sagen: Er *tut nur so*, als würde er etwas behaupten.

Im gewöhnlichen, ernsthaften Diskurs gibt es für das Behaupten gewisse Konventionen. Beispielsweise erwarten wir, daß jemand, der *behauptet*, daß p, auch selbst *glaubt*, daß p. Weiters erwarten wir, daß jemand, der behauptet, daß p, sein Auditorium dazu bringen möchte, ebenfalls zu glauben, daß p.

Diese Konventionen sind auch im Falle der Lüge noch in Kraft. Wären sie es nicht, wäre es gar nicht möglich, jemanden zu belügen. Wenn jemand in der Absicht zu lügen behauptet, daß p, dann glaubt er selbst natürlich nicht, daß p. Aber das Auditorium des Lügners glaubt, daß er, der Lügner, glaubt, daß p; und der Lügner weiß, daß das Auditorium glaubt, daß er glaubt, daß p, und er läßt es absichtlich in diesem Glauben; und natürlich möchte der Lügner sein Auditorium dazu bringen zu glauben, daß p.

Anders im Falle des fiktionalen Diskurses: Zwar gilt auch hier, daß der Autor nicht selbst glaubt, daß p, wenn er sagt, daß p. Das ist eine Gemeinsamkeit mit dem Lügner. Doch im Gegensatz zum Lügner will der Autor nicht das Auditorium glauben machen, daß er glaubt, daß p, und er will auch nicht, daß das Auditorium glaubt, daß p.<sup>7</sup> Der Lügner erhebt einen Wahrheitsanspruch - der Märchenerzähler nicht. Echtes Behaupten involviert den Anspruch auf Wahrheit des Gesagten. Deshalb kann man den Lügner zur Verantwortung ziehen für seine Unwahrheiten. Die Märchenerzähler ziehen wir nicht zur Verantwortung. Da sie, die Autoren und Erzähler, gar nicht den Anspruch auf Wahrheit erheben, macht es irgendwie keinen Sinn, ihnen vorzuwerfen, daß sie nicht die Wahrheit sagen.

Fiktionale Sätze sind also nicht-behauptend und daher weder wahr noch falsch. In engem Zusammenhang damit steht ein weiteres Charakteristikum fiktionaler Sätze:

(2) Sherlock Holmes ist kokainsüchtig.

ist ein Satz *über* Sherlock Holmes. Der Name 'Sherlock Holmes' in (2) bezeichnet Sherlock Holmes, den Helden der Detektivgeschichten von Conan Doyle. Doch wen oder was

---

<sup>5</sup>Siehe z. B. Crittenden, *Fictional Existence*, S. 317-319.

<sup>6</sup>Es gibt noch andere Arten des unernsten Sprachgebrauches: Man denke etwa an Auszählreime oder an Beispielsätze in Grammatikbüchern. Vielleicht gehört auch das Annehmen hierher.

<sup>7</sup>Vgl. Searle, *Der logische Status fiktionalen Diskurses*, S. 83-90.

soll der Name 'Sherlock Holmes' bezeichnen in den nicht-behauptenden Sätzen Doyles, z. B. in:

- (1) "Sherlock Holmes nahm eine Flasche vom Kaminsims herunter und holte sorgsam seine Injektionsspritze aus dem Lederetui hervor."

Als Doyle (1) niederschrieb, da gab es noch keine Geschichte und folglich auch keinen Holmes. Also konnte Doyle den Namen 'Sherlock Holmes' nicht gebrauchen, um auf Holmes zu referieren. *Wir* können jetzt, da Sherlock Holmes kreiert ist, den Namen 'Sherlock Holmes' verwenden, um auf Holmes zu referieren. Doch Doyle gebrauchte ihn nicht so. (1) ist kein Satz *über* Holmes. (1) ist aber auch kein Satz über irgendeinen anderen Gegenstand. Denn (1) ist gar keine echte Behauptung.<sup>8</sup>

Daß Doyle mit 'Sherlock Holmes' in (1) nicht auf Holmes referieren konnte, ist ziemlich klar, da es Holmes zu dem Zeitpunkt, als Doyle diesen Satz niederschrieb, ja noch nicht gab. Doch kommen im fiktionalen Diskurs nicht selten auch Namen vor, die bereits *vor* der Erfindung einer Geschichte etwas bezeichneten, zum Beispiel die Namen von Städten, Ländern oder historischen Persönlichkeiten.

Ich möchte die These verteidigen, daß auch diese Namen im fiktionalen Diskurs nichts bezeichnen, d. h. von den Autoren nicht-referentiell gebraucht werden.<sup>9</sup> Namen, so lautet meine These, werden nur im *ernsthaften* Diskurs referentiell gebraucht, und dort natürlich nicht nur beim Behaupten, sondern auch beim Fragen, Befehlen usw. Wenn aber, wie im fiktionalen Diskurs, nicht wirklich gefragt, befohlen oder behauptet wird, dann haben auch die Namen nicht die Funktion, etwas zu bezeichnen. Die Autoren tun nur so, als ob sie etwas behaupteten, und sie tun auch nur so, als ob sie auf etwas referierten.<sup>10</sup> Ein Beispiel:

- (3) "Die Beobachtung zeigt mir, daß Sie an den Schuhen Spuren einer rötlich braunen Erde haben, einer Erde, wie sie - so viel ich weiß - gerade jetzt vor dem Postamt in Wigmore-Street gelegentlich des Pflasters bloßgelegt wird. Nirgends anderswo in London gibt es Erde von dieser Farbe."  
(Conan Doyle, *Das Zeichen der Vier*)

Im ernsthaften Diskurs wäre (3) eine Behauptung *über London*, nämlich die Behauptung, daß es vor dem Postamt in Wigmore-Street Erde von einer bestimmten rötlich-braunen Farbe gibt, und daß es nirgendwo sonst in London Erde von dieser Farbe gibt. Implizit wäre auch noch anderes mitbehauptet, nämlich daß es in London eine Wigmore-Street gibt, daß sich in dieser ein Postamt befindet und daß vor diesem Postamt gerade aufgegraben wird. Natürlich würde 'London' im ernsthaften Diskurs die Hauptstadt Großbritanni-

---

<sup>8</sup>Vgl. Margolis, *The Language of Art and Art Criticism*, S. 160f.

<sup>9</sup>Mehr dazu in Abschnitt IVa.: "Reale Gegenstände in Fiktionen".

<sup>10</sup>Siehe z. B. Devine, *The Logic of Fiction*, S. 390; Urmson, *Fiction*; van Inwagen, *Creatures of Fiction*, S. 301.

ens bezeichnen. Nun ist (3) aber keine Behauptung, sondern einer von den Sätzen, mit denen Doyle seine Geschichte kreierte. Also ist (3) auch keine Behauptung *über London*.

Ich sagte schon, daß Referenz nicht nur in der behauptenden Rede vorkommt, sondern auch beim Fragen, Bitten, Befehlen usf. Nun hat aber Doyle mit (3) nicht bloß nicht behauptet, sondern auch nicht gefragt, nicht befohlen usw. Vielmehr hat er nur so getan, als ob er etwas behauptete; und, so scheint es mir jedenfalls, er hat auch nur so getan, als ob er auf etwas referierte.

Es ist sehr schwer einzusehen, wie jemand in unernster, nicht-behauptender Rede auf jemanden oder etwas ernsthaft referieren kann. Es scheint mir, daß Referenz immer in Verbindung mit irgendeinem illokutionären Akt vorkommt: Man kann behauptend referieren, aber auch fragend, bittend, befehlend usw. Im unernsten Diskurs gibt es aber keine echten illokutionären Akte. Alles ist nur ein So tun, als ob.<sup>11</sup> Da es keine Behauptungen gibt, kann es auch kein behauptendes Referieren geben; und ebenso für das Fragen, Bitten, Wünschen, Befehlen und alle übrigen illokutionären Akte. Also gibt es überhaupt kein Referieren im unernsten Diskurs.

Zur Illustration des engen Zusammenhangs zwischen Diskursart und Referentialität möge folgende Überlegung dienen: Angenommen, jemand äußert in einem als fiktional definierten Kontext den Satz

(4) Herr XY ist ein Dieb.

‘XY’ bezeichnet eine lebende Person. Herrn XY kommt (4) zu Ohren. Es kommt zu einer Verleumdungsklage und einer Verhandlung vor Gericht. Wie kann der Autor von (4) einer Verurteilung wegen übler Nachrede entgehen? Mir scheint, daß seine einzige Chance darin besteht, die Richterin davon zu überzeugen, daß er sich mit ‘XY’ nicht auf Herrn XY beziehen wollte, daß er vielmehr überhaupt nicht die Absicht hatte, sich auf irgend jemanden zu beziehen, daß, wie es am Ende von Spielfilmen oft heißt, “alle Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen völlig unbeabsichtigt und rein zufällig” sind. Ich meine, daß der Autor von (4) schlecht beraten wäre, wenn er zu seiner Verteidigung nur vorbringen würde, er habe (4) nicht in behauptender Absicht geäußert, wenn er aber gleichzeitig zugeben würde, er habe sich mit dem Namen ‘XY’ auf Herrn XY, den Kläger, beziehen wollen, und (4) sei ein Satz *über* Herrn XY, allerdings einer, dem die behauptende Kraft fehle. Eine solche Verteidigungsstrategie erschiene mir ziemlich aussichtslos. (Falls die Richterin keinen Sinn für philosophische Witze hat, droht womöglich noch eine zusätzliche Strafe wegen Verhöhnung des Gerichtes.)

Ich fasse jetzt zusammen:

---

<sup>11</sup>Siehe Searle, Der logische Status fiktionalen Diskurses, S. 81-88.

Fiktionaler Diskurs ist nicht-behauptend und nicht-referentiell. Fiktionale Sätze sind weder wahr noch falsch. Namen im fiktionalen Diskurs bezeichnen nichts. Der fiktionale Diskurs ist der Diskurs der Autoren; er dient der *Kreation* von Fiktionen.

Im Gegensatz dazu gehört der *Diskurs über Fiktionen* zur gewöhnlichen, ernsthaften Rede. Sätze über Fiktionen haben behauptende Kraft und sind daher wahr oder falsch wie alle behauptenden Sätze. Im Diskurs über Fiktionen bezeichnen die Namen fiktive Gegenstände.

## II. Wodurch wird ein Diskurs zum fiktionalen Diskurs?

Ich habe jetzt einige logische Merkmale angegeben, durch welche sich die fiktionale Rede von der nicht-fiktionalen Rede unterscheidet. Eine andere Sache ist es freilich, in Bezug auf einen konkreten Text zu entscheiden, *ob* es sich dabei um ein Beispiel fiktionaler Rede handelt oder um ein Stück ernsthaften Diskurs.

Zunächst mag es so scheinen, als ob diese Frage einfach durch einen Blick auf den *Kontext*, in dem die jeweilige Äußerung steht, zu beantworten sei: Wenn ich das Radio aufdrehe und ich nicht sicher bin, ob das, was ich höre, ein fiktionaler oder ein nicht-fiktionaler Text ist, dann sehe ich nach, ob ein Hörspiel auf dem Programm steht oder eine Reportage, eine wissenschaftliche Sendung oder eine Dichterlesung. Bei gedruckten Texten liegen die Dinge noch einfacher, scheint es: Zwar ist nicht alles, was im Nachrichtenteil der Zeitungen steht, die Wahrheit, aber es ist jedenfalls mit dem *Anspruch* auf Wahrheit geschrieben, und daher nicht-fiktional. Auf Buchdeckeln finden wir gleich unter dem Titel Hinweise wie 'Ein Roman.' oder 'Eine Biographie.', die uns scheinbar eine eindeutige Zuordnung des Textes ermöglichen. Doch bei näherer Betrachtung können sich solche Etikettierungen manchmal als trügerisch erweisen. Nehmen wir beispielsweise (3), das Zitat, in dem von der rötlichen Erde vor dem Postamt in der Wigmore-Street die Rede ist. Ich sagte, daß (3) nicht-behauptend und nicht wahrheitswertfähig ist und die Namen in (3) nicht referentiell verwendet werden. Eigentlich hätte ich nur sagen dürfen: *Falls* (3) ein Stück fiktionaler Rede ist, ist (3) nicht-behauptend, nicht wahrheitswertfähig usw. Denn bezüglich der Fiktionalität von (3) kann man berechtigterweise Zweifel hegen. Daß Doyle die Wigmore-Street erfunden hat, ist wohl eher unwahrscheinlich; und woher wissen wir, daß es dort nicht wirklich ein Postamt gab und daß Doyle, was die Bemerkung über die rötliche Erde dort betrifft, nicht wahrheitsgetreu eine eigene Beobachtung wiedergegeben hat? Der folgende Text gibt vielleicht sogar noch mehr Anlaß zu derartigen Bedenken:

(5) "Es trafen immer noch Wagen ein; die Rufe der Fuhrleute, das Knallen der Peitschen, das Zer-malmen des Pflasters unter den eisenbeschlagenen Rädern und den Hufen der Pferde - das alles

schwoh an; die Wagen kamen nur noch ruckweise vorwärts, bildeten eine Reihe, erstreckten sich, weiter als der Blick reichte, in grauen Gliedern, aus denen verworrenes Getöse aufstieg. Die ganze Rue du Pont-Neuf entlang wurde abgeladen, wobei die Karren mit dem Hinterteil gegen die Rinnsteine stießen und die Pferde reglos und dicht nebeneinander aufgestellt wie beim Viehmarkt standen.“

(Emile Zola, *Der Bauch von Paris*)

Dieses Zitat stammt aus einem *Roman*. Es läßt sich kaum bestreiten, daß das Genre des Romans zur fiktionalen Literatur zu zählen ist. Andererseits könnte (5) ohne irgendeine Änderung ebenso gut in einer *Reportage* über die Markthallen von Paris vorkommen, also in einem eindeutig nicht-fiktionalen Kontext.

Vielleicht ist hier eine Klarstellung angebracht: Die Begriffe ‘Fiktion’ und ‘Literatur’ sind nicht austauschbar. Es gibt sowohl nicht-fiktionale Literatur als auch nicht-literarische Fiktion. Man kann sagen: Fiktion ist gekennzeichnet durch einen besonderen *Sprachgebrauch*, Literatur dagegen durch einen besonderen *Sprachstil*.<sup>12</sup> Biographien und Reportagen sind nicht-fiktional, können aber dennoch literarisch sein, wenn sie gewisse ästhetische Kriterien erfüllen. Witze und gewisse Kinderspiele sind wohl selten Literatur, aber trotzdem fiktional im Sinne der oben angeführten Merkmale fiktionaler Rede.<sup>13</sup>

Man kann sich gut vorstellen, daß Emile Zola ganz nach der Art eines Journalisten recherchierte, vielleicht mit einem Notizblock ausgestattet, das Treiben in den Markthallen genau beobachtete und die Schilderung des Gesehenen und Gehörten dann in seinen Roman hineinverwob.

Die Liebe mancher Autoren zu realistischen Settings macht literarische Werke (auch solche, die wir eindeutig als fiktional klassifizieren) gelegentlich sogar zu einer wertvollen Quelle für den Sozialhistoriker. Wo findet man beispielsweise schon eine Schilderung des Interieurs einer “Opiumhöhle” im London des späten 19. Jahrhunderts? ...in Conan Doyles *Der Mann mit der schiefen Lippe*!

(6) “Ich (...) betrat einen weiten niederen Raum, dessen Atmosphäre von Opiumrauch förmlich zum Ersticken war; an den Wänden waren hölzerne Bänke angebracht; das Ganze bot einen Anblick, wie das Deck eines Auswandererschiffes. Durch den dicken Dunstschleier hindurch konnte man undeutlich einige in phantastischer Stellung daliegende menschliche Gestalten erblicken. (...) In den Winkeln des weiten Raumes, ganz im Schatten, bemerkte ich mehrere Kohlenbecken mit roter Glut, bald wieder stärker aufflackernd, bald halb erlöschend, je nachdem mehr oder weniger Opiumpfeifen, gefüllt mit dem entnervenden Gift, auf die Glut gelegt wurden.”

Diese Beispiele sollten jedenfalls eines zeigen: Weder das Etikett ‘Roman’ auf einem Buchdeckel noch der Stil der Sprache garantieren für die Fiktionalität eines Textes.

---

<sup>12</sup>Siehe Margolis, *The Language of Art and Art Criticism*, S. 153f.

<sup>13</sup>Siehe dazu Searle, *Der logische Status fiktionalen Diskurses*, S. 80f, sowie: Wildekamp u.a., *Fictionality and Convention*, S. 558f. Zum fiktionalen Charakter gewisser Formen des Spiels vgl. Ryan, *Fiction, Non-Factuals, and the Principle of Minimal Departure*, S. 420.

Wenn wir lesen ‘Es war einmal...’, dann nehmen wir für gewöhnlich an, daß das Folgende Fiktion ist. Aber auch das ‘Es war einmal...’ funktioniert nicht in jedem Fall als Indikator für Fiktionalität. Wenn jemand in einer Geschichte unangenehme Dinge über eine mächtige Person enthüllt, so wird er eine Verleumdungsklage nicht automatisch dadurch abwenden, daß er die Geschichte mit ‘Es war einmal...’ einleitet, ebenso wenig übrigens wie durch bloßes Hinzufügen der Formel ‘Alle Ähnlichkeiten mit lebenden und toten Personen sind rein zufällig und völlig unbeabsichtigt.’

Halten wir also fest: Fiktionalität ist nichts Textimmanentes. Weder Stil noch Inhalt eines Textes geben eindeutig Aufschluß darüber, ob es sich um einen fiktionalen Text handelt oder nicht; und auch die Etikettierungen auf Buchdeckeln usw. sind, wie wir gesehen haben, nicht unbedingt verlässliche Indikatoren.

Aber was macht es dann, daß ein Text fiktional ist? Was unterscheidet eine Fiktion von einem Tatsachenbericht? Eine mögliche Antwort lautet: Es liegt an der *Wahrheit* (bzw. Falschheit) der Sätze. Weil Emile Zola das morgendliche Spektakel in den *Halles* wahrheitsgetreu beschrieben hat, deshalb ist (5) nicht fiktional. Weil es aber falsch ist, daß jemals ein entsprungener Sträfling namens Florent sich dort herumgetrieben hat, deshalb sind alle Sätze des Romans, in denen von einem entsprungenen Sträfling namens Florent die Rede ist, fiktional. Kurz: Um beantworten zu können, ob ein gegebener Text fiktional ist oder nicht, müssen wir wissen, ob er mit der historischen Wirklichkeit übereinstimmt oder nicht.

Ich meine, daß diese Erklärung von Fiktionalität nicht adäquat ist. Es scheint mir, daß Fiktionalität nicht bloß in fehlender Übereinstimmung mit der Wirklichkeit bestehen kann. Bekanntlich kommt es gelegentlich vor, daß etwas als “Tatsachenbericht” in der Zeitung steht, das in vielen Punkten mit der Wirklichkeit nicht übereinstimmt. Dennoch würde man in diesem Fall nicht sagen, der Autor habe eine Fiktion kreiert. Man würde eher sagen, er habe sich geirrt oder gelogen.

Man kann es natürlich ablehnen, einen falschen Tatsachenbericht noch “Tatsachenbericht” zu nennen. Aber das ändert nichts daran, daß es einen Unterschied gibt zwischen einem falschen “Tatsachenbericht” (oder welchen Ausdruck man dafür auch immer verwenden möchte) und einer Fiktion. Ein falscher “Tatsachenbericht” ist noch kein Roman. Ein gefälschtes historisches Dokument ist kein Werk der fiktionalen Literatur.

Wenn es aber nicht mangelnde Übereinstimmung mit der historischen Wirklichkeit ist, was einen Text fiktional macht, was dann? Ich neige folgender Antwort zu: Es ist eine Sache der *Intentionen des Autors*.<sup>14</sup> Jemand, der eine Fiktion kreiert, hat zu den Sätzen,

---

<sup>14</sup>Diese Auffassung wird unter anderem in folgenden Arbeiten vertreten: Donnellan, *Speaking of Nothing*, S. 100; Wolterstorff, *Works and Worlds of Art*, S. 231-34; Searle, *Der logische Status fiktionalen Diskurses*, S. 81 und 87.

die er äußert, eine ganz andere Einstellung als jemand, der ernsthaft (d. h.: in behauptender Absicht) spricht. Auch der Lügner hat zu seinen Sätzen eine andere Einstellung als der Schriftsteller oder Märchenerzähler.<sup>15</sup> Fiktionen sind das Resultat einer ganz spezifischen Bewußtseinstätigkeit; man könnte sie "Imagination" nennen. Konstitutiv für diese Aktivität ist eine besondere Einstellung. Ich nenne sie "imaginative Einstellung".<sup>16</sup>

Diese Auffassung, also die Auffassung, daß die *Sprecherintentionen* (und nur diese) für die Fiktionalität bzw. Nicht-Fiktionalität eines Textes verantwortlich sind, hat folgende Konsequenz: Ein Autor kann sich niemals in Bezug auf den logischen Status seiner Sätze irren. D. h.: Es ist unmöglich, daß jemand einen Tatsachenbericht<sup>17</sup> geben will und aufgrund von Irrtümern, aus Versehen oder sonstigen Gründen eine erfundene Geschichte erzählt. Ebenso umgekehrt: Es ist unmöglich, daß jemand, der eine erfundene Geschichte erzählen will, aus Zufall einen Tatsachenbericht gibt.<sup>18</sup>

Diese Konsequenz erscheint mir intuitiv plausibel. Denn das bestimmende Merkmal des fiktionalen Diskurses ist ja, daß die Sprecher im fiktionalen Diskurs keinen Wahrheitsanspruch erheben. (So habe ich den Begriff des fiktionalen Diskurses eingeführt.) Und wie sollte sich ein Sprecher darüber irren können, ob er einen Wahrheitsanspruch erhebt oder nicht? Das scheint unmöglich zu sein. Doch es lassen sich problematische Beispiele konstruieren.

*Beispiel 1:*

Angenommen, ein Erzähler (E) erzählt einem Hörer (H) eine Geschichte (G), die er frei erfunden hat. E hat die Intention, eine erfundene Geschichte zu erzählen. Aber aus irgendwelchen Gründen faßt H die Geschichte als Tatsachenbericht auf (etwa aus Unaufmerksamkeit, oder weil H die Regeln des fiktionalen Diskurses nicht kennt). *Zufällig* ist der Text von G eine exakte Beschreibung eines Ereignisses, welches sich tatsächlich zugetragen hat.

---

<sup>15</sup>In einer vollständigen Beschreibung des fiktionalen Diskurses müßte man wohl auch über die Intentionen der *Rezipienten* sprechen. Doch mir geht es hier in erster Linie darum zu klären, wieso wir einen *Text* als fiktional oder nicht-fiktional klassifizieren. Da die Autoren die Produzenten der Texte sind, gilt vor allem ihnen mein Interesse.

<sup>16</sup>Der Gedanke einer speziellen "imaginativen Einstellung" (wenn auch nicht dieser Ausdruck) findet sich in: Wolterstorff, *Works and Worlds of Art*, S. 231-34 sowie in: Ryan, *Fiction, Non-Factuals, and the Principle of Minimal Departure*, S. 409.

<sup>17</sup>Ich verwende im folgenden den Terminus 'Tatsachenbericht' für 'behauptende, ernsthafte Rede über eine reale Begebenheit'.

<sup>18</sup>Man kann diesen Punkt auch so formulieren: Eine Fiktion kann nicht zufällig wahr sein. Vgl. dazu Margolis, *The Language of Art and Art Criticism*, S. 159f. Margolis kritisiert dort Ryles Ansicht, daß die Sätze aus Dickens *Pickwick Papers* zufälligerweise von einer realen Person wahr sein könnten. Siehe dazu auch Macdonald, *The Language of Fiction*, S. 618f.

Auch in diesem Fall würde ich nicht sagen, daß *G* ein Tatsachenbericht ist. *E* hat eine frei erfundene Geschichte erzählt; *G* ist eine Kreation von *E*. Was auch immer zufälligerweise in der Welt der Fall sein mag: Es ändert nichts daran, daß *E* diese Geschichte frei erfunden hat. Bis hierher sind meine Intuitionen ziemlich klar.

Doch nehmen wir weiter an, daß *H* das von *E* Gehörte weitererzählt. Nehmen wir der Einfachheit halber an, daß er dabei exakt jene Worte verwendet, die *E* verwendet hat. *H* hat die Absicht, über ein reales Ereignis zu berichten; *H* ist außerdem der festen Überzeugung, über ein reales Ereignis zu berichten; und überdies ist das, was *H* erzählt, auch noch Wort für Wort wahr. Was hat *H* erzählt: eine frei erfundene Geschichte oder eine Geschichte über ein reales Ereignis, also einen Tatsachenbericht?

Weil *H* die Intention hatte, eine Geschichte über ein reales Ereignis zu erzählen, bin ich, so scheint es jedenfalls, darauf festgelegt, daß *H* tatsächlich eine Geschichte über ein reales Ereignis erzählt hat und nicht eine frei erfundene Geschichte. Aber ist das intuitiv plausibel? Das scheint mir nicht so klar zu sein. Denn: *H* hat überhaupt keine Verbindung zu dem Ereignis, über das er vorgeblich berichtet. Er glaubt lediglich (irrtümlicherweise), so eine Verbindung zu haben (nämlich den "Bericht" von *E*)!

Angenommen, *E* erzählt zur Unterhaltung seiner Kollegen folgende Geschichte: Einem holländischen Gärtner sei es gelungen, eine schalenlose Kartoffel zu züchten. Der Mann sei im Begriff, steinreich zu werden. In Kürze werde man die Wunderknolle auch bei uns kaufen können. usf. *H*, der zufällig dazustößt, schnappt die Geschichte auf; und weil er die Umstände ihrer Entstehung nicht so genau kennt wie die Übrigen (er ist ja erst später dazugestoßen) und weil er überhaupt eine gewisse Art von Scherzen schlecht versteht, deshalb nimmt er die Geschichte für bare Münze - und erzählt sie weiter. Zufälligerweise ist jedes Wort wahr. Vielleicht kann man eben diese Geschichte eine Woche darauf im Chronikteil der Zeitungen lesen.

Es erscheint mir ziemlich klar, daß *E* eine erfundene Geschichte erzählt hat. Bei *H* jedoch bin ich schwankend. Der Grund dafür ist die folgende Intuition: Damit jemand tatsächlich über ein Ereignis berichten kann, muß er, so scheint es, eine gewisse epistemische Nähe zu dem Ereignis haben. D. h.: Er muß es selbst beobachtet haben (oder doch zumindest irgendwelche Spuren oder Indizien), oder er muß in einer geeigneten Relation stehen zu jemand anderem, der das Ereignis beobachtet hat (bzw. Spuren oder Indizien). Natürlich kann man über Ereignisse sprechen, die man nicht selbst erlebt hat. Vieles von dem, worüber wir sprechen, kennen wir nur aus den Erzählungen anderer Leute; und die können sich auch oft nur auf die Erzählungen wieder anderer berufen und nicht auf eigene Erlebnisse usf. Auf diese Weise kann ein Ereignis, von dem erzählt wird, von dem Erzähler sowohl in zeitlicher als auch in räumlicher Hinsicht sehr weit entfernt sein. Dennoch kann natürlich ein Erzähler über dieses Ereignis berichten, so lange nur irgendeine historisch-

kausale Verbindung zwischen dem Erzähler und dem erzählten Ereignis besteht. Doch diese Bedingung ist im Falle der von mir geschilderten Episode nicht erfüllt. Die Erzählung von H stimmt zwar zufällig mit der Wirklichkeit überein, hat aber keine Verbindung zur Wirklichkeit. Die Kette der Erzählungen führt nicht zu einem kartoffelzüchtenden Holländer, sondern zu einem Spaßvogel, der eine Fiktion kreiert hat.

Man könnte daher meinen, daß die Situation korrekterweise so zu beschreiben ist: H *glaubt*, über ein reales Ereignis zu berichten. Er irrt sich aber. Er gibt nur eine erfundene Geschichte wieder. Wenn das die korrekte Beschreibung der Situation ist, dann muß ich die These aufgeben, daß allein die Sprecherintentionen für die Fiktionalität eines Textes verantwortlich sind. Ich müßte dann sagen: Es gibt zwei Faktoren, die dafür bestimmend sind, ob ein Text fiktional ist oder nicht. Einerseits liegt es an den Intentionen des Sprechers; andererseits spielt aber auch eine Rolle, ob eine bestimmte historisch-kausale Beziehung zwischen der Erzählung und der Welt vorliegt oder nicht.

Ich will es vorläufig offenlassen, ob ich meine ursprüngliche These zugunsten dieser Auffassung aufgeben muß oder nicht.

#### *Beispiel 2:*

Angenommen, es wird ein zweifelsfrei echtes historisches Dokument gefunden, welches eindeutig beweist, daß dann-und-dann dort-und-dort eine junge Frau lebte, die aufgrund ihrer auffallenden Blässe allgemein nur "Schneewittchen" genannt wurde, die von ihrer Stiefmutter verfolgt wurde, sich schließlich bei sieben kleinwüchsigen Grubenarbeitern versteckte usw.

Die Ähnlichkeit dieser Geschichte mit dem bekannten Märchen soll *nicht* zufällig sein. Wir wollen annehmen, daß die von den Gebrüdern Grimm aufgezeichnete Geschichte tatsächlich auf jenes Ereignis zurückgeht, von dem auch in dem erwähnten Dokument die Rede ist. Könnten wir denn in diesem Fall nicht völlig zu Recht behaupten, es hätte sich herausgestellt, daß die Geschichte von Schneewittchen in Wirklichkeit gar kein Märchen ist, sondern ein Tatsachenbericht? Dies würde implizieren, daß Generationen von Großmüttern, Tanten und Kindermädchen den Kleinen zum Einschlafen nicht wirklich ein Märchen erzählt hätten, sondern (unwissentlich) die wahre Geschichte eines durch merkwürdige Umstände vereitelten Verbrechens. Ist das möglich? Ist es denkbar, daß sich manche unserer Märchenbücher eines Tages als alte Chroniken erweisen? So scheint es.<sup>19</sup>

Wir können hier fragen, ob sich irgend etwas Wesentliches verändert, wenn wir das Beispiel so abwandeln, daß die Geschichte *falsch* ist. Das wäre etwa folgender Fall: Wenn es jemandem gelänge, die Kette der relevanten Erzähl-Episoden zurückzuverfolgen, dann

---

<sup>19</sup>Dieser Fall ist übrigens die Umkehrung der Kartoffelzüchter-Episode: Dort wurde eine erfundene Geschichte für bare Münze genommen; hier wird ein Tatsachenbericht für Fiktion gehalten.

würde er an deren Ende tatsächlich ein reales Ereignis vorfinden, und nicht bloß einen Märchenerfinder. Jedoch: Die Wahrheit über "Schneewittchen" (welches in Wirklichkeit natürlich nicht so genannt wurde) ist von dem, was in der uns bekannten Geschichte erzählt wird, völlig verschieden. In der Tat ist kein einziger Satz der Geschichte wahr! Wir können annehmen, daß jemand, der in die historische Begebenheit involviert war, daran Interesse hatte, den wahren Hergang der Ereignisse zu verschleiern und daß deshalb die Geschichte schon von Anfang an verfälscht wurde; oder wir können einfach annehmen, daß sich die unvermeidlichen Fehler bei der großteils mündlichen Überlieferung der Geschichte schließlich so summiert haben, daß von der Wahrheit nichts übrigblieb. Wie auch immer: Wir können jedenfalls feststellen, daß in diesem Fall eine relevante Verbindung zwischen Erzählung und Wirklichkeit vorliegt. Haben wir es nun mit einem "Märchen historischen Ursprungs" zu tun oder mit einem völlig verfälschten Tatsachenbericht?

Letztere Antwort scheint mir plausibler zu sein. Wenn sie richtig ist, dann gilt auch hier, daß sehr viele Leute eine wahre Geschichte erzählt haben in der Absicht, ein Märchen zu erzählen. Aber das ist unmöglich, wenn allein die Sprecherintentionen für die Fiktionalität oder Nicht-Fiktionalität eines Textes ausschlaggebend sind. Muß ich also meine ursprüngliche These aufgeben? Dann müßte ich aber auch zugeben, daß zumindest manchmal Sprecher im fiktionalen Diskurs Wahrheitsanspruch erheben (wie etwa Sprecher H in Beispiel 1); und umgekehrt: daß es vorkommen kann, daß Sprecher im nicht-fiktionalen Diskurs *keinen* Wahrheitsanspruch erheben (wenn Leute einen Tatsachenbericht geben in dem Glauben, ein Märchen zu erzählen). Aber gerade das scheint mir für die Unterscheidung zwischen fiktionalem und nicht-fiktionalem Diskurs grundlegend zu sein: daß im fiktionalen Diskurs kein Wahrheitsanspruch erhoben wird. Daher möchte ich doch, falls möglich, daran festhalten, daß die Sprecherintentionen für die Fiktionalität verantwortlich sind. Und ich meine, daß es auch tatsächlich eine Erklärung für die problematischen Beispielfälle gibt, die mit der Sprecherintentionen-These verträglich ist.

Das Problem besteht darin, daß offenkundig in den Beispielen irgendeine Art von Diskursweisen-Verwechslung vorliegt. In Bezug auf ihre eigenen Intentionen können sich die Sprecher unmöglich irren; also muß noch irgend etwas anderes eine Rolle spielen. Zur Auflösung des Knotens ist eine Unterscheidung nötig: Als ich im ersten Teil dieses Kapitels den fiktionalen Diskurs als nicht-behauptend, nicht-referentiell usw. bestimmte, da hatte ich ausschließlich den *Diskurs der Autoren* vor Augen, also den *kreativen* fiktionalen Diskurs. Es gibt aber noch eine andere Art des fiktionalen Diskurses, nämlich den *wiedererzählenden* fiktionalen Diskurs. Es ist nicht ganz dasselbe, ob man selbst eine Geschichte *erfindet*, oder ob man nur eine erfundene Geschichte *wiedererzählt*. Sowohl der kreative als auch der wiedererzählende fiktionale Diskurs ist nicht-behauptend, nicht-referentiell usw. Der Unterschied besteht darin, daß im Falle des wiedererzählenden Diskurses (egal

ob fiktional oder nicht) die Sprecher sich nicht beliebig für eine Diskursweise entscheiden, sondern intendieren, die Geschichte in der Redeweise zu erzählen, in der sie derjenige Sprecher erzählte, von dem sie die Geschichte übernommen haben. Anhand von Beispiel 1: H intendiert, seine Geschichte im nicht-fiktionalen Diskurs zu erzählen, aber H intendiert auch, die Geschichte in *der* Diskursart zu erzählen, in der sie S erzählt hat.

Jetzt kann man leicht sehen, welche Art von Irrtum in den Beispielen vorliegt: H irrt sich in Bezug auf die Sprecherintentionen von S. Deshalb behält er die Diskursweise von S nicht bei; er macht einen Fehler beim Wiedererzählen. H möchte die Geschichte in derselben Redeweise wie S erzählen, und er möchte sie in der nicht-fiktionalen Redeweise erzählen; in Bezug auf das erste Vorhaben ist ein Fehlgehen möglich, nicht aber in Bezug auf das zweite, weil das Erheben eines Wahrheitsanspruchs niemals mißlingen kann. D. h.: H erzählt einen (zufällig wahren) Tatsachenbericht; seine Erzählung ist keine Fiktion.

Beispiel 2 ist ganz analog zu erklären, nur daß hier der relevante Irrtum wohl schon sehr lange zurückliegt.

Ich halte nun also doch an meiner ursprünglichen Auffassung fest, daß die Sprecherintentionen allein die Fiktionalität eines Diskurses garantieren. Dies gilt sowohl für den kreativen als auch für den wiedererzählenden fiktionalen Diskurs.

### III. Eine Theorie fiktiver Gegenstände

#### a. Die Basis der Theorie

Diese Theorie ist nicht eine Theorie des fiktionalen Diskurses, sondern eine ontologische Theorie, betreffend den ontologischen Status fiktiver Gegenstände. Es soll beantwortet werden, ob es fiktive Gegenstände gibt, und wenn ja, was für eine Art von Gegenständen sie sind.

Hinter dem zweiten Teil der Frage verbirgt sich ein ganzes Bündel von Fragen: Was für Eigenschaften haben fiktive Gegenstände? Gibt es Identitätskriterien für sie? Wenn ja, welche sind das? Können fiktive Gegenstände in irgendwelchen Relationen zu realen Gegenständen stehen, und wenn ja, in welchen? Sind fiktive Gegenstände mögliche Gegenstände? Oder unmögliche? Sind sie notwendig oder kontingent? Sind sie unvollständig?

Alle diese Fragen sind sozusagen schon interne Fragen, Fragen, die sich innerhalb einer Theorie der fiktiven Gegenstände stellen. Aber fiktive Gegenstände werfen schon auf einer ganz elementaren Ebene der Reflexion philosophische Probleme auf. Es beginnt damit, daß es viele allem Anschein nach wahre Sätze gibt, in denen fiktiven Gegenständen Eigenschaften zugesprochen werden.

Z. B.:

“Donald Duck ist (...) einer jener leidvollen und tragischen Alltagshelden der Geschichte, die vom Schicksal geprügelt und dafür von den Fans geliebt werden.”<sup>1</sup>

“**Griffin**. A mythical monster; also called *Griffon*, *Gryphon* etc., fabled to be the offspring of the lion and the eagle. Its legs and all from the shoulders to the head are like an eagle, the rest of the body is that of a lion.”<sup>2</sup>

“**Sherlock Holmes**. The most famous figure in detective fiction, the creation of Arthur Conan Doyle. (...) The character was based on Dr. Joseph Bell of the Edinburgh Infirmary, whose methods of deduction suggested a system that Holmes developed into a science.”<sup>3</sup>

---

<sup>1</sup> *Kleine Zeitung* vom 29. Mai 1994.

<sup>2</sup> *Brewer's Dictionary of Phrase and Fable* (14th edition).

<sup>3</sup> Ebd.

Solche und ähnliche Sätze halten wir für wahr. Andererseits scheint es aber eine ziemlich triviale Wahrheit zu sein, daß fiktive Gegenstände nicht existieren. Aber wie ist es möglich, daß etwas, das nicht existiert, Eigenschaften hat?

Oder umgekehrt: Wie kann etwas, das Eigenschaften hat, nicht existieren? Auf der Ebene der Sprache formuliert: Wenn fiktive Gegenstände nicht existieren, dann sind Namen wie 'Sherlock Holmes' und 'der Greif' leer. Dennoch scheinen Sätze wie 'Sherlock Holmes ist der berühmteste Romandetektiv.' und 'Der Greif ist ein mythisches Un-  
tier.' wahr zu sein. Wie ist das möglich? Wie können Sätze mit leeren Namen an der Subjektstelle wahr sein?

Das ist eines der Probleme. Ein anderes Problem (wie mir scheint das zentrale) besteht darin, daß man unweigerlich in Konflikt mit der Wirklichkeit gerät, sobald man eine bestimmte Art von Wahrheiten über fiktive Gegenstände akzeptiert. Betrachten wir etwa:

(1) Sherlock Holmes ist Detektiv.<sup>4</sup>

Man sieht vielleicht nicht auf den ersten Blick, daß dieser Satz mit unseren Glaubenseinstellungen betreffend die Wirklichkeit konfligiert. Bei näherer Betrachtung wird aber deutlich, daß ein solcher Konflikt besteht: Denn die Eigenschaft Detektiv-zu-sein schließt andere Eigenschaften ein, z. B. die Eigenschaft Mensch-zu-sein. Die Eigenschaft Mensch-zu-sein schließt ihrerseits wieder eine Reihe anderer Eigenschaften ein, z. B. die Eigenschaft Einen-Körper-zu-haben, die Eigenschaft Von-einer-Frau-geboren- worden-zu-sein, die Eigenschaft An-einer-bestimmten-Raumstelle-lokalisierbar-zu-sein usw. Wenn Sherlock Holmes die Eigenschaft Detektiv-zu-sein exemplifiziert, dann exemplifiziert er auch alle diejenigen Eigenschaften, die von Detektiv-zu-sein eingeschlossen werden. Aber wenn Sherlock Holmes die Eigenschaft An-einer-bestimmten-Raumstelle-lokalisierbar-zu-sein exemplifiziert, dann muß eine Raumstelle existieren, an der Sherlock Holmes lokalisierbar ist; und wenn Sherlock Holmes die Eigenschaft Von-einer-Frau-geboren- worden-zu-sein exemplifiziert, dann muß eine Frau existieren, die Sherlock Holmes geboren hat. Wir wissen aber, daß das nicht der Fall ist. Denn fiktive Gegenstände sind nirgendwo lokalisierbar, und sie werden auch nicht geboren, sondern kreiert.

Die Quelle dieser Schwierigkeiten sind Sätze über fiktive Gegenstände, Sätze, die wir für wahr halten. Wenn wir nicht akzeptieren, daß es wahre Sätze über fiktive Gegenstände

---

<sup>4</sup>Zur Vermeidung von Mißverständnissen: Satz (1) gehört nicht dem fiktionalen Diskurs an, sondern ist ein Satz über Sherlock Holmes. Wie im letzten Kapitel festgestellt, sind Sätze wie (1) auf eine besondere Weise mehrdeutig: Sie können sowohl fiktionale Sätze sein als auch Sätze des ernsthaften, behauptenden Diskurses. Im folgenden gilt mein Interesse ausschließlich den ernsthaften, behauptenden Sätzen über Fiktionen. Wenn nicht ausdrücklich anders angegeben, sind alle Beispielsätze als Sätze des ernsthaften Diskurses zu lesen.

gibt, dann kann ein Problem fiktiver Gegenstände erst gar nicht entstehen. Was liegt daher näher, als an diesem Punkt anzusetzen? Zwei Strategien stehen grundsätzlich zur Auswahl, wenn man Sätze unerwünschter Implikationen wegen nicht akzeptieren möchte:

1. Man paraphrasiert die Sätze so, daß die unerwünschten Implikationen verschwinden.
2. Man erklärt sie für schlechthin falsch.

Warum ich Paraphrasierungsstrategien ablehne, habe ich an früherer Stelle ausführlich dargelegt.<sup>5</sup> Bleibt also noch die zweite Möglichkeit zu prüfen. Vergleichen wir:

(2) Der Greif ist halb Löwe und halb Adler.

(3) Der Greif ist halb Krokodil und halb Adler.

Wenn wir (2) für falsch erklären, nur weil (2) ein Satz über einen fiktiven Gegenstand ist, dann können wir keinen Unterschied machen zwischen (2) und (3). Denn natürlich ist dann auch (3) falsch, und zwar aus demselben Grund. Aber wir sollten einen Unterschied machen können zwischen (2) und (3). Denn bei einer Prüfung über die griechische Mythologie würde (2) als richtige Antwort gewertet werden und (3) als falsche. Oder: Zwei Leute könnten eine Wette abschließen darüber, ob der Greif halb Löwe und halb Adler oder halb Krokodil und halb Adler ist, und derjenige, der ersteres vertritt, würde verdienen die Wette gewinnen.<sup>6</sup> Die Streitfrage ließe sich etwa durch Nachschlagen in einem geeigneten Lexikon entscheiden. Diese Daten können wir nicht erklären, wenn wir in Bezug auf den Wahrheitswert zwischen (2) und (3) keinen Unterschied machen. Aus diesem Grund lehne ich es ab, allen Sätzen über fiktive Gegenstände den Wert 'falsch' zuzuordnen.

Ich vertrete das, was manche eine "naive" Theorie der Fiktion nennen. D. h.: Ich nehme die wahren Sätze über fiktive Gegenstände als das, was sie zu sein scheinen: wahre Sätze über fiktive Gegenstände. Ich versuche weder, diesen Sätzen die Wahrheit abzusprechen, noch versuche ich, sie in Sätze über irgend etwas anderes zu "übersetzen". Daß es wahre Sätze über fiktive Gegenstände gibt, ist mein Ausgangspunkt und soll im folgenden nicht mehr in Frage gestellt werden.

---

<sup>5</sup>Siehe Abschnitt Ic.: "Über Paraphrasierungsstrategien".

<sup>6</sup>Vgl. Woods, *The Logic of Fiction*. Woods stellt fest, daß Sätze über Fiktionen, wie 'Sherlock Holmes lived in Baker Street.', "wett-sensitiv" sind, d. h.: es ist nicht irrational, auf ihre Wahrheit oder Falschheit eine Wette abzuschließen. Woods stellt weiter fest, daß dies nicht für alle Sätze, die leere singuläre Terme enthalten, gilt. Beispielsweise sei es irrational, auf die Wahrheit bzw. Falschheit von 'The present king of France is bald.' zu wetten. (Siehe S. 13f.) Dieser Beobachtung verdankt Woods einen wesentlichen Teil seiner Motivation für die Entwicklung einer eigenen Logik der Fiktion.

Die Probleme, die ich mir mit der “naiven” Auffassung einhandle, meine ich im Wesentlichen mit Hilfe einer einzigen Unterscheidung lösen zu können: Ich unterscheide *zwei Arten der Prädikation*. Diese sollen zwei verschiedene Relationen zwischen Eigenschaften und Individuen ausdrücken. Neben der vertrauten Exemplifikations-Relation nehme ich noch eine weitere Relation an; ich nenne sie die “*Enkodierungs-Relation*”.<sup>7</sup>

Ich setze ein intuitives Verständnis der Exemplifikations-Relation voraus. Sie ist das, was zum Ausdruck gebracht wird, wenn wir gewöhnlichen realen Gegenständen Eigenschaften zusprechen. Aber nicht nur gewöhnliche reale, sondern auch fiktive Gegenstände exemplifizieren Eigenschaften. Es gibt etwa eine ganze Reihe von Eigenschaften, die von Sherlock Holmes exemplifiziert werden, z. B. die Eigenschaft Romanfigur-zu-sein, die Eigenschaft Eine-Schöpfung-von-Conan-Doyle-zu-sein, die Eigenschaft Auf-einer-real-  
Person-zu-basieren und andere. Aber vergleichen wir:

- (1) Sherlock Holmes ist Detektiv.
- (4) Sherlock Holmes ist eine Romanfigur.

Es gibt einen Unterschied zwischen diesen beiden Prädikationen:

- (1)' Sherlock Holmes exemplifiziert Detektiv-zu-sein.
- (4)' Sherlock Holmes exemplifiziert Romanfigur-zu-sein.

Mit (1)' geraten wir, wie oben gezeigt, in Konflikt mit der Realität, mit (4)' nicht. Derselbe Unterschied besteht zwischen den folgenden Sätzen:

- (5) Hamlet ist neurotisch.
- (6) Hamlet faszinierte viele Psychoanalytiker.

Ebenso für diese beiden Sätze:

- (2) Der Greif ist halb Löwe und halb Adler.
- (7) Der Greif ist eine Figur aus der griechischen Mythologie.

Halten wir also fest: Es gibt eine Reihe von Eigenschaften, die wir fiktiven Gegenständen problemlos zusprechen können; für andere Eigenschaften gilt aber, daß wir in Widersprüche zu geraten drohen, wenn wir behaupten, daß ein fiktiver Gegenstand diese Eigenschaften exemplifiziert. Offenbar ist es unproblematisch, von einem fiktiven Gegenstand zu behaupten, er sei eine Romanfigur oder eine Figur aus der griechischen Mythologie. Solche Behauptungen konfliktieren nicht mit dem, was wir über die Wirklichkeit glauben, wäh-

---

<sup>7</sup>Den Terminus ‘enkodieren’ übernehme ich von Edward N. Zalta. Siehe Zalta, *Abstract Objects* sowie: ders., *Intensional Logic and the Metaphysics of Intentionality*.

rend sofort Probleme entstehen, wenn wir fiktiven Gegenständen Eigenschaften wie Detektiv-zu-sein oder Neurotisch-zu-sein zuschreiben.

Und doch gibt es offenbar eine Relation zwischen Sherlock Holmes und der Eigenschaft Detektiv-zu-sein; und dasselbe gilt für Hamlet und die Eigenschaft Neurotisch-zu-sein sowie für den Greif und die Eigenschaft Halb-Löwe-und-halb-Adler-zu-sein. Diese Relation ist die Relation des Enkodierens.

Sherlock Holmes exemplifiziert Romanfigur-zu-sein und enkodiert Detektiv-zu-sein; Hamlet exemplifiziert Viele-Psychoanalytiker-fasziniert-zu-haben und enkodiert Neurotisch-zu-sein; der Greif exemplifiziert Eine-Figur-aus-der-griechischen-Mythologie-zu-sein und enkodiert Halb-Löwe-und-halb-Adler-zu-sein.

Durch die Einführung der Enkodierungs-Relation vermeiden wir den Zusammenstoß mit der Realität. Zwar gelten auch hier die gewöhnlichen Einschluß- und Ausschlußverhältnisse zwischen den Eigenschaften. Daher gilt auch: Wenn Sherlock Holmes Detektiv-zu-sein enkodiert, dann enkodiert Sherlock Holmes auch An-einer-bestimmten-Raumstelle-lokalisierbar-zu-sein, Von-einer-Frau-geboren-worden-zu-sein usw. Aber daraus folgt nicht, daß eine Raumstelle existiert, an der Sherlock Holmes lokalisierbar ist, und daß irgendwann eine Frau existiert hat, die Sherlock Holmes geboren hat. Das würde nur folgen, wenn Sherlock Holmes die genannten Eigenschaften *exemplifizieren* würde.

Übrigens könnte ich hier, also bei der Entwicklung der Basis der Theorie, ohne Schwierigkeiten darauf verzichten, von Eigenschaften und Relationen zwischen Eigenschaften und Individuen zu sprechen. Ich müßte demgemäß auch den Begriff des Enkodierens nicht einführen. Es geht mir im wesentlichen nur darum, darauf hinzuweisen, daß zwischen den Prädikationen ‘Sherlock Holmes ist Detektiv.’ und ‘Sherlock Holmes ist eine Romanfigur.’ ein Unterschied besteht; und ich meine, daß dieser Unterschied in der jeweiligen Bedeutung des ‘ist’ in diesen Sätzen seine Wurzel hat. M. a. W.: Anstatt zu sagen, daß fiktive Gegenstände zu manchen Eigenschaften in der Relation des Exemplifizierens und zu anderen in der Relation des Enkodierens stehen, könnte ich einfach sagen, daß wir im Diskurs über Fiktionen zwei Bedeutungen der Kopula zu unterscheiden haben.<sup>8</sup> Ich könnte die Kopula in ‘Sherlock Holmes ist Detektiv.’ “fiktionale Kopula” nennen und sie etwa als ‘ist<sub>f</sub>’ anschreiben, um sie deutlich von der gewöhnlichen Kopula zu unterscheiden. Auf diese Weise hätte ich die Annahme von Eigenschaften und damit zugleich die Unterscheidung zwischen Exemplifikation und Enkodierung vermieden. Doch ich möchte an späterer Stelle über Identität und Individuierung sprechen, und dabei erscheint mir die Annahme von Eigenschaften nur sehr schwer oder gar nicht zu umgehen. Um spätere Ergänzungen

---

<sup>8</sup>Genau das tut etwa Kit Fine. Siehe *The Problem of Non-Existents*, S. 108-10.

meines Instrumentariums überflüssig zu machen, führe ich die Unterscheidung zwischen Exemplifikation und Enkodierung gleich zu Beginn ein.

Der Begriff des Enkodierens ist als undefinierter Grundbegriff eingeführt worden; er sollte durch die Beispiele klar werden. Aber vielleicht trägt es zur weiteren Klärung bei, das Enkodieren in Beziehung zu setzen zum sogenannten "Erzähl-Operator". Den Erzähl-Operator, den manche als formales Werkzeug zur Analyse von Sätzen über Fiktionen verwenden<sup>9</sup>, kann man in der deutschen Sprache am ehesten mit dem Ausdruck 'in einer Geschichte gilt' oder 'gemäß einer Geschichte gilt' wiedergeben.<sup>10</sup> Ein intuitives Verständnis davon, was es heißt zu sagen, daß etwas "gemäß einer Geschichte" gilt, kann man vielleicht eher voraussetzen als ein intuitives Verständnis des Enkodierens. Darum mag es hilfreich sein, das Enkodieren mit Hilfe des Erzähl-Operators einzuführen. Man kann das auf die folgende Weise tun: *Ein fiktiver Gegenstand enkodiert alle diejenigen Eigenschaften, die er gemäß einer Geschichte exemplifiziert.*<sup>11</sup>

Ich möchte betonen, daß das keine *Definition* des Enkodierens ist. Ich meine, daß eine Theorie der Fiktion eher auf Erzähl-Operatoren verzichten kann als auf den Begriff des Enkodierens. Also ist das Enkodieren grundlegender als der Erzähl-Operator. Aber ich halte es nicht für falsch zu sagen, daß ein fiktiver Gegenstand gemäß einer Geschichte die- und-die Eigenschaften exemplifiziert; und man kann sich des Erzähl-Operators bedienen, um den Begriff des Enkodierens einzuführen. Jeder Satz der Form 'Gemäß einer Geschichte gilt: x ist F.' läßt sich nach folgendem Schema in einen Satz der Enkodierungsredeweise übersetzen (für x muß ein singulärer Term eingesetzt werden):

(S) (Gemäß einer Geschichte gilt: x exemplifiziert P)  $\neq$  (x enkodiert P)

Z. B.:

- (8) Gemäß einer Geschichte gilt: Sherlock Holmes exemplifiziert Detektiv-zu-sein.
- (8)' Sherlock Holmes *enkodiert* Detektiv-zu-sein.
- (9) Gemäß einer Geschichte gilt: Hamlet exemplifiziert Neurotisch-zu-sein.
- (9)' Hamlet *enkodiert* Neurotisch-zu-sein.
- (10) Gemäß einer Geschichte gilt: Der Greif exemplifiziert Halb-Löwe-und-halb-Adler-zu-sein.
- (10)' Der Greif *enkodiert* Halb-Löwe-und-halb-Adler-zu-sein.

---

<sup>9</sup>Siehe Künne, Perception, Fiction, and Elliptical Speech.

<sup>10</sup>Auch die folgenden Formulierungen sind üblich: 'gemäß einer Geschichte ist wahr, daß' bzw. 'in einer Geschichte ist wahr, daß'.

<sup>11</sup>Vgl. Zalta, *Intensional Logic and the Metaphysics of Intentionality*, S. 125.

Wir wissen andererseits, daß in den Detektiv-Geschichten von Conan Doyle nicht wahr ist, daß Sherlock Holmes die Eigenschaft Romanfigur-zu-sein exemplifiziert, daß Hamlet in Shakespeares gleichnamigem Stück nicht die Eigenschaft Viele-Psychoanalytiker-fasziniert-zu-haben exemplifiziert und daß der Greif in der griechischen Mythologie nicht Eine-Figur-aus-der-griechischen-Mythologie-zu-sein exemplifiziert. Daher können wir den Sätzen

- (4) Sherlock Holmes ist eine Romanfigur.
- (6) Hamlet faszinierte viele Psychoanalytiker.
- (7) Der Greif ist eine Figur aus der griechischen Mythologie.

keinen Erzähl-Operator voranstellen. Wir können darum auch nicht sagen, daß Sherlock Holmes, Hamlet und der Greif die Eigenschaften, die ihnen in diesen Sätzen zugeschrieben werden, enkodieren. Vielmehr werden diese Eigenschaften von ihnen *exemplifiziert*.

Noch ein Beispiel: Gemäß einer verbreiteten Auffassung sind fiktive Gegenstände *logisch unvollständig*, d. h.: für sie gilt nicht für jedes Prädikat  $F$ :  $Fx \vee \neg Fx$ . Angenommen, diese Auffassung ist richtig, so ist es doch gewiß nicht richtig, daß jeder fiktive Gegenstand die Eigenschaft Unvollständig-zu-sein *enkodiert*. Vielmehr sind fiktive Gegenstände gewöhnlicherweise in ihren Geschichten vollständig. Es ist die Ausnahme, daß ein Gegenstand in einer Geschichte unvollständig ist. Dieser seltene Fall kann etwa dann eintreten, wenn es eine "Geschichte in der Geschichte" gibt. Angenommen, *in* einem Stück  $S$  wird ein Stück  $S'$  aufgeführt; dann sind die Figuren von  $S'$  natürlich auch *in*  $S$  fiktive Gegenstände und daher unvollständig. Wir können dann sagen, daß diese Figuren, die Figuren von  $S'$ , die Eigenschaft Unvollständig-zu-sein *enkodieren*, weil sie diese Eigenschaft in  $S$  exemplifizieren. Aber von diesem Fall abgesehen kommen fiktive Gegenstände, die die Eigenschaft der Unvollständigkeit enkodieren, wohl nur noch in einer speziellen Art phantastischer Literatur, in logischen Fiktionen vor. Die Gegenstände einigermaßen realistischer Fiktionen, wie Sherlock Holmes und Hamlet, enkodieren nicht die Eigenschaft Unvollständig-zu-sein. Soviel zum Unterschied zwischen Exemplifikation und Enkodierung.

Ich habe gezeigt, wie man Sätze der Erzähl-Operator-Redeweise in Sätze der Enkodierungs-Redeweise umformen kann. Ich beschränkte mich aber dabei bisher auf Sätze einer bestimmten Form: In allen Beispielen befand sich innerhalb der Reichweite des Erzähl-Operators ein Satz der Form 'x ist F.' Aber was, wenn der Satz innerhalb der Operatoren-Klammer eine Existenz- oder Allquantifikation ist? Auch solche Sätze spielen im fiktionalen Diskurs eine Rolle. Z. B.:

(11) Gemäß einer Geschichte gilt: Es gibt Einhörner und Drachen.<sup>12</sup>

(12) Gemäß einer Geschichte gilt: Alle Menschen sind glatzköpfig.

Auf derlei Sätze ist das oben beschriebene Umformungsschema nicht anwendbar. Dennoch läßt sich auch hier der Erzähl-Operator eliminieren. Existenz- und Allaussagen in der Reichweite eines Erzähl-Operators sind nämlich nicht eigentlich Sätze über fiktive Gegenstände, sondern Sätze über *Geschichten*. Es wird nicht ausgedrückt, daß ein oder mehrere fiktive Gegenstände die-und-die Eigenschaften enkodieren, sondern daß eine *Geschichte* die-und-die Eigenschaften enkodiert. Die Eigenschaften, die von Geschichten enkodiert werden, sind propositionale Eigenschaften, d. h. Eigenschaften von der Art “So-zu-sein-daß-p”. Z. B.:

(11)' Eine Geschichte enkodiert So-zu-sein-daß-es-Einhörner-und-Drachen-gibt.

(12)' Eine Geschichte enkodiert So-zu-sein-daß-alle-Menschen-glatzköpfig-sind.

Da diese Redeweise etwas umständlich ist, werde ich gelegentlich doch den Erzähl-Operator verwenden. Aber im Prinzip läßt sich der Operator in jedem Fall eliminieren. Gilt auch das Umgekehrte? Ließe sich der Enkodierungs-Begriff zugunsten des Erzähl-Operators eliminieren? Das scheint mir nicht möglich zu sein. Jedenfalls hätte jemand, der das versuchen möchte, ernste Schwierigkeiten zu überwinden, für die ich im Augenblick keine zufriedenstellende Lösung sehe. Schwierigkeiten bereiten für ein solches Unternehmen insbesondere jene Sätze, in denen fiktive Gegenstände aus *verschiedenen* Geschichten zueinander in Beziehung gesetzt werden. Z. B.:

(13) Goethes Faust enkodiert nicht genau dieselben Eigenschaften wie Marlowes Faust.

Man kann vor (13) nicht einfach einen Erzähl-Operator stellen; oder besser: man kann das tun, aber das Resultat ist ein Satz, der etwas ganz anderes ausdrückt als (13), nämlich, daß es irgendeine Geschichte gibt, in der zwei Figuren auftreten, von denen wir die eine “Goethes Faust” und die andere “Marlowes Faust” nennen, und daß diese beiden in dieser Geschichte verschieden sind. Aber in (13) werden eben nicht zwei Figuren aus *einer* Geschichte verglichen, sondern die Faust-Figur aus Goethes *Faust* und die Faust-Figur aus Marlowes *Historical History of Doctor Faustus*. Natürlich könnte man (13) so umformen:

---

<sup>12</sup> Aus Gründen, auf die ich in einem der folgenden Abschnitte zu sprechen kommen werde, halte ich es nicht für vernünftig anzunehmen, daß (11) äquivalent ist mit: (11)\* Es gibt etwas, das die Eigenschaft Einhorn-zu-sein enkodiert und es gibt etwas, das die Eigenschaft Drache-zu-sein enkodiert. (Siehe Abschnitte IVb.: “Identität und Individuierung” und IVc.: “Unvollständigkeit und Unbestimmtheit”).

- (13)' Die Eigenschaften, die Goethes Faust gemäß einer Geschichte exemplifiziert, sind nicht identisch mit den Eigenschaften, die Marlowes Faust gemäß einer Geschichte exemplifiziert.

(13)' scheint mir eine völlig korrekte Umformung von (13) zu sein. Der Umstand, daß ich in (13)' den Ausdruck 'gemäß einer Geschichte' verwendet habe, läßt es zunächst so scheinen, als wäre (13)' ein Satz der Erzähl-Operator-Redeweise. Aber das ist eine Täuschung. In (13)' kommt kein Erzähl-Operator vor. Das ist leicht einzusehen, wenn man sich klar macht, was die Funktion eines Erzähl-Operators ist. Da der Ausdruck 'gemäß einer Geschichte', wie an Beispiel (13)' ersichtlich, unter Umständen irreführend sein kann, verwende ich im folgenden das Zeichen 'O' für den Erzähl-Operator; diejenigen Ausdrücke, die in der Reichweite des Erzähl-Operators stehen, setze ich in eckige Klammern:

- (8) O[ Sherlock Holmes exemplifiziert Detektiv-zu-sein. ]

Der Erzähl-Operator hat im Grunde dieselbe Funktion wie das Enkodieren: Er soll zur Vermeidung von Widersprüchen beitragen. Das 'O' blockiert den Schluß von 'Sherlock Holmes exemplifiziert Detektiv-zu-sein.' auf 'Sherlock Holmes exemplifiziert Mensch-zu-sein.' und 'Es hat irgendwann eine Frau existiert, die Sherlock Holmes geboren hat.' Wir können aus (8) nur ableiten

- (14) O[ Sherlock Holmes exemplifiziert Mensch-zu-sein. ]

- (15) O[ Sherlock Holmes exemplifiziert Von-einer-Frau-geboren-wordsen-zu-sein. ]

- (16) O[ Es hat irgendwann eine Frau existiert, die Sherlock Holmes geboren hat. ]

Aber (16) steht nicht im Widerspruch zu

- (17) Es hat niemals eine Frau existiert, die Sherlock Holmes geboren hat.

Allgemein: Die Sätze der Erzähl-Operator-Redeweise haben die Form O[p], wobei der Erzähl-Operator die Funktion hat, Ableitungen aus p zu blockieren, die mit unseren Ansichten über die Wirklichkeit in Konflikt stehen könnten. Insbesondere verhindert der Operator die Ableitung jeglicher Existenzsätze. Aus

- (1)' Sherlock Holmes exemplifiziert Detektiv-zu-sein.

folgt

- (18) Es gibt eine reale Person, die mit Sherlock Holmes identisch ist.

Aus

- (8) O[ Sherlock Holmes exemplifiziert Detektiv-zu-sein. ]

folgt (18) nicht.

Zurück zu (13)': (13)' hat, wie man leicht sehen kann, nicht die Form  $O[p]$ . Natürlich können Sätze mit Erzähl-Operatoren auch eine komplexere Struktur haben, beispielsweise:

$O[p \vee q]$ ;

$O[p] \vee O[q]$ ;

$O[p] \rightarrow O[p \vee q]$  usf.

Aber damit der Erzähl-Operator seine Funktion als Ableitungs-Blockierer erfüllen kann, müssen in seiner Reichweite ganze Sätze stehen. Der Ausdruck 'gemäß einer Geschichte' in (13)' erfüllt diese Funktion nicht: Aus (13)' folgt

(19) Es gibt etwas, das mit Goethes Faust identisch ist und es gibt etwas, das mit Marlowes Faust identisch ist.

Gerade solche Ableitungen sollte ein Erzähl-Operator ja vermeiden. Daß der Ausdruck 'gemäß einer Geschichte' in (13)' nicht so funktioniert, liegt daran, daß er sich mitten im Satz befindet. Wäre das 'gemäß einer Geschichte' in (13)' wirklich ein Erzähl-Operator, dann müßten wir sagen, daß sich in (13)' ausschließlich die *Prädikate* in der Reichweite des Operators befinden. So, wie ich gerade den Operator eingeführt habe, wäre das gar nicht möglich; (13)' wäre dann gar kein wohlgeformter Satz. Natürlich kann man den Operator auch so einführen, daß es korrekt ist, ihn dem Prädikat voranzustellen, und nicht dem ganzen Satz. Nur ist das, was dann herauskommt, von dem Operator, wie ich in eingeführt habe, sehr verschieden. Vergleichen wir:

(13)' Die Eigenschaften, die Goethes Faust *gemäß einer Geschichte exemplifiziert*, sind nicht identisch mit den Eigenschaften, die Marlowes Faust *gemäß einer Geschichte exemplifiziert*.

(13)" Die Eigenschaften, die Goethes Faust *enkodiert*, sind nicht identisch mit den Eigenschaften, die Marlowes Faust *enkodiert*.

Man sieht auf einen Blick, daß sich die beiden Sätze nur dadurch voneinander unterscheiden, daß in einem von ihnen das Wort 'enkodiert' verwendet wird und im anderen statt dessen der längere Ausdruck 'gemäß einer Geschichte exemplifiziert'. *Inhaltliche* Unterschiede zwischen den beiden Sätzen kann ich keine sehen; aus (13)' folgen genau die Sätze, die auch aus (13)" folgen; die Ausdrücke 'enkodieren' und 'gemäß einer Geschichte exemplifizieren' scheinen *salva veritate* austauschbar zu sein. Natürlich kann man, wenn man möchte, den Ausdruck 'gemäß einer Geschichte' in dieser Verwendung einen "Erzähl-Operator" nennen. Dann wäre der Unterschied zwischen dem Erzähl-Operator-Approach und der Enkodierungs-Theorie auf eine reine Sprachfrage reduziert. Ich denke aber, daß diese Interpretation des Operators den meisten Vertretern der Operatoren-Theorie nicht gerecht werden würde. Die Motivation für die Einführung eines solchen Ope-

rators ist für gewöhnlich wohl das Bestreben, das Akzeptieren wahrer Sätze über Fiktionen mit einer Ontologie zu vereinbaren, in der für fiktive Gegenstände kein Platz ist.<sup>13</sup> Aber das kann nur ein Operator leisten, der die Ableitung von Existenzsätzen blockiert. Wenn ich im folgenden von Erzähl-Operatoren spreche, dann meine ich immer Operatoren, die diese Blockade-Funktion erfüllen. Aber mit einem solchen Operator kann ich nicht das ausdrücken, was in dem Satz

(13) Goethes Faust enkodiert nichtgenau dieselben Eigenschaften wie Marlowes Faust.

ausgedrückt wird.

Deshalb ist der Erzähl-Operator kein Ersatz für den Enkodierungs-Begriff; letzterer kann nicht zugunsten des ersteren eliminiert werden.

Die Idee zweier Prädikationsweisen findet sich bei einer ganzen Reihe von Autoren, so etwa bei Hector-Neri Castañeda<sup>14</sup>, Kit Fine<sup>15</sup>, Peter van Inwagen<sup>16</sup>, Saul Kripke<sup>17</sup> und Nicholas Wolterstorff<sup>18</sup>. Alle Genannten entwickelten diese Idee im Zuge des Nachdenkens über fiktive Gegenstände. Ein sehr ähnlicher Gedanke, allerdings nicht beschränkt auf das spezielle Anwendungsgebiet der fiktiven Gegenstände, findet sich bereits bei Ernst Mally.<sup>19</sup> Unter den moderneren Autoren, die diese Idee wiederaufgenommen haben, zählt Edward N. Zalta zu denen, die sich auch um ihre formale Entwicklung bemüht haben.<sup>20</sup>

---

<sup>13</sup>Vgl. Künne, Perception, Fiction, and Elliptical Speech.

<sup>14</sup>Siehe Fiction and Reality. Castañeda unterscheidet fiktionale Prädikation ("consociation") und Aktualitäts-Prädikation ("consubstantiation").

<sup>15</sup>Siehe The Problem of Non-Existents, S. 108-10. Fine unterscheidet "the *literal* and the *story-relative* copula". Den Unterschied charakterisiert er wie folgt: "The first holds between an object and a property when the object has the property; the second holds between an object, property and story when the object has the property in the story." (S. 108).

<sup>16</sup>Siehe Creatures of Fiction. Van Inwagen unterscheidet *Prädikation* und *Askription*. Askription ist eine dreistellige Relation, bestehend zwischen einem fiktiven Gegenstand, einer Eigenschaft und einer Geschichte bzw. einem Teil einer Geschichte. (Siehe S. 305).

<sup>17</sup>John Locke Lectures 1973 (unveröffentlicht). Kripke spricht von "two types of predications" und illustriert die Unterscheidung mit Hilfe folgender Beispiele: 'Hamlet has been discussed by many critics.' und 'Hamlet was melancholy.'

<sup>18</sup>Siehe *Works and Worlds of Art*, S. 146-63. Wolterstorff macht den Punkt wie folgt: "Characters of course *have* properties. (...) But of more interest for our purposes than the properties *of* characters are the properties *essential within* characters." (Die erste Hervorhebung ist von mir.) (Siehe S. 146).

<sup>19</sup>Siehe *Gegenstandstheoretische Grundlagen der Logik und Logistik*. Mally unterscheidet zwischen *Erfüllung* und *Determination*.

<sup>20</sup>Siehe *Abstract Objects* sowie *Intensional Logic and the Metaphysics of Intentionality*. Im Gegensatz zu den oben Genannten bezieht sich Zalta explizit auf Mally. Zaltas Termini

Zalta hat, ebenso wie Mally, mehr im Sinn als nur eine Theorie der fiktiven Gegenstände. Seine Theorie ist vielmehr eine Theorie der abstrakten Gegenstände im Allgemeinen. Das Folgende ist eine grobe Skizze dieser Theorie:

Zu jeder Eigenschaft, egal ob einfach oder komplex, und zu jeder Menge von Eigenschaften gibt es genau einen abstrakten Gegenstand ("A-Gegenstand"), der diese Eigenschaft/die Eigenschaften, die Elemente dieser Eigenschaftsmenge sind, *enkodiert*.<sup>21</sup> Beispiele:

Es gibt genau einen A-Gegenstand, der die Eigenschaft Rot-zu-sein enkodiert (und nur diese eine Eigenschaft).

Es gibt genau einen A-Gegenstand, der die Eigenschaft Rot-und-rund-zu-sein enkodiert (und nur diese Eigenschaft).

Es gibt genau einen A-Gegenstand, der die Eigenschaft Entweder-rot-zu-sein-oder-nicht-rot-zu-sein enkodiert (und nur diese Eigenschaft).

Ebenso: Es gibt genau einen A-Gegenstand, der die Eigenschaft Rot-zu-sein und die Eigenschaft Entweder-rot-zu-sein-oder-nicht-rot-zu-sein enkodiert (und keine andere Eigenschaft außer diesen beiden).

A-Gegenstände können auch einander ausschließende Eigenschaften enkodieren. Es gibt beispielsweise genau einen A-Gegenstand, der die Eigenschaft Rund-zu-sein und die Eigenschaft Nicht-rund-zu-sein enkodiert (und nur diese beiden Eigenschaften).

A-Gegenstände *exemplifizieren* aber auch Eigenschaften. Zum Beispiel exemplifiziert jeder A-Gegenstand die Eigenschaft Notwendiger-Gegenstand-zu-sein. Derjenige A-Gegenstand, der die Eigenschaft Rot-zu-sein enkodiert, *exemplifiziert* die Eigenschaft Rot-zu-sein-zu-enskodieren.<sup>22</sup> Derjenige A-Gegenstand, der die Eigenschaft Rund-zu-sein-und-viereckig-zu-sein enkodiert, *exemplifiziert* die Eigenschaft Gegenstand-einer-berühmten-Auseinandersetzung-zwischen-Meinong-und-Russell-gewesen-zu-sein. usf.

---

'exemplifizieren' und 'enkodieren' (engl.: 'to exemplify' und 'to encode') entsprechen Mallys 'erfüllen' und 'determinieren'.

<sup>21</sup>Vgl. *Intensional Logic and the Metaphysics of Intentionality*, S. 19 (Axiom 2).

<sup>22</sup>Dieses Beispiel, wie auch die übrigen, stammt nicht von Zalta, sondern von mir. Bei dem zuletzt angeführten bin ich nicht völlig sicher, ob Zalta es akzeptieren würde. Grundsätzlich gilt: Welche Gegenstände es gibt, hängt allein davon ab, welche Eigenschaften es gibt. Ich weiß nicht, ob Zalta die Eigenschaft Rot-zu-sein-zu-enskodieren akzeptieren würde. Ich nehme aber an, daß er es täte, und zwar aus zwei Gründen: 1. Zalta ist, was das Akzeptieren von Eigenschaften betrifft, ziemlich großzügig. 2. Ich sehe keinen Grund dafür, gerade solche Eigenschaften nicht zuzulassen. Im Gegenteil: Gerade für eine Theorie fiktiver Gegenstände scheint mir die Einführung derartiger Eigenschaften von Nutzen zu sein. Man kann auf diese Weise der Intuition Rechnung tragen, daß die enkodierten und die exemplifizierten Eigenschaften nicht völlig zusammenhanglos sind, m. a. W.: daß die enkodierten Eigenschaften einen Einfluß darauf haben, welche Eigenschaften ein fiktiver Gegenstand exemplifiziert.

Es ist möglich, daß ein A-Gegenstand diejenigen Eigenschaften, die er enkodiert, auch exemplifiziert. Nehmen wir zum Beispiel den A-Gegenstand, der die Eigenschaft Notwendiger-Gegenstand-zu-sein enkodiert: dieser Gegenstand *exemplifiziert* natürlich auch Notwendiger-Gegenstand-zu-sein. (Alle A-Gegenstände exemplifizieren ja diese Eigenschaft.) Dagegen: Derjenige A-Gegenstand, der die Eigenschaft Rund-zu-sein und die Eigenschaft Viereckig-zu-sein enkodiert, *exemplifiziert* keine dieser Eigenschaften.

Fiktive Gegenstände sind für Zalta eine spezielle Art von A-Gegenständen.

Ich werde nicht auf die Details dieser Theorie eingehen und mich auch nicht mit ihren verschiedenen möglichen Anwendungen beschäftigen. Beides würde mich viel zu weit vom Thema dieser Arbeit wegführen. Um möglichen Mißverständnissen vorzubeugen, halte ich auch gleich fest, daß die Annahme unendlich vieler A-Gegenstände nicht Bestandteil meiner Theorie der fiktiven Gegenstände ist. Aus Gründen, auf die ich im nächsten Kapitel zu sprechen kommen werde, würde ich fiktive Gegenstände selbst dann nicht zu den A-Gegenständen zählen, wenn ich solche Gegenstände aufgrund anderer Motive annehmen würde.

Außer der für mich zentralen Unterscheidung zwischen Exemplifikation und Enkodierung übernehme ich aber von Zalta folgendes wichtige Prinzip: *Für gewöhnliche Einzeldinge gilt notwendigerweise, daß sie niemals Eigenschaften enkodieren.*<sup>23</sup> M. a. W.: Das Enkodieren ist ein Privileg fiktiver Gegenstände. Gewöhnliche, materielle Einzeldinge können Eigenschaften nicht enkodieren, sondern nur exemplifizieren. Nur fiktive Gegenstände können Eigenschaften sowohl enkodieren als auch exemplifizieren.<sup>24</sup>

Dies also ist die Basis meiner Theorie fiktiver Gegenstände:

1. Fiktive Gegenstände können in zwei verschiedenen Relationen zu Eigenschaften stehen: sie können Eigenschaften entweder enkodieren oder sie exemplifizieren.
2. Fiktive Gegenstände enkodieren diejenigen Eigenschaften, die sie gemäß einer Geschichte exemplifizieren.
3. Nur fiktive Gegenstände können Eigenschaften sowohl enkodieren als auch exemplifizieren.

---

<sup>23</sup>Siehe *Intensional Logic and the Metaphysics of Intentionality*, S. 19.

<sup>24</sup>Ich will mich nicht darauf festlegen, daß fiktive Gegenstände die einzigen abstrakten Gegenstände sind, von denen man sinnvollerweise sagen kann, daß sie Eigenschaften enkodieren. Ich weise auch Zaltas Annahme unendlich vieler A-Gegenstände nicht zurück. Ich bin einfach neutral in diesem Punkt, da ich im Rahmen dieser Arbeit nicht prüfen kann, ob und inwieweit diese ontologische Annahme theoretischen Wert und Erklärungskraft hat. Ich enge meinen Blickwinkel bewußt auf fiktive Gegenstände ein, aber ohne jegliche diskriminierende Absicht in Bezug auf etwaige andere Abstrakta. Wenn ich hier und im folgenden nur von fiktiven Gegenständen spreche, dann ist das immer in diesem Sinne zu verstehen.

Es scheint mir angebracht, an dieser Stelle einen anderen Ansatz wenigstens zu erwähnen, der in gewisser Weise ein Gegenstück zu dem von mir gewählten darstellt. Ich mache die Unterscheidung zweier *Arten der Prädikation* zur Grundlage meiner Theorie. Statt dessen könnte man aber auch zwei *Arten von Prädikaten* unterscheiden. Diese Unterscheidung ist die Basis von Terence Parsons' Theorie abstrakter Gegenstände.<sup>25</sup>

Ich versuche, eine grobe Skizze dieser Theorie zu geben: Parsons unterscheidet zwischen *nuklearen* und *extranuklearen Prädikaten*. Die Unterscheidung wird mit Hilfe von Beispielen eingeführt. Nukleare Prädikate sind z. B. folgende: 'ist blau', 'ist groß', 'ist golden', 'ist ein Berg'. Als Beispiele extranuklearer Prädikate führt Parsons an:

- 'existiert', 'ist mythologisch', 'ist fiktional' (ontologische Prädikate);
- 'ist möglich', 'ist unmöglich' (modale Prädikate);
- 'wurde von Meinong gedacht', 'wird von jemandem verehrt' (intentionale Prädikate);
- 'ist vollständig', 'ist unvollständig' (technische Prädikate).<sup>26</sup>

Nukleare Prädikate stehen für nukleare Eigenschaften.<sup>27</sup> Extranukleare Prädikate stehen für extranukleare Eigenschaften.<sup>28</sup>

Den Kern von Parsons Theorie bilden zwei Prinzipien:

1. "For any set of nuclear properties, some object has all the properties in that set and no other nuclear properties."<sup>29</sup>

2. "No two objects (real *or* unreal) have exactly the same nuclear properties."<sup>30</sup>

Außerdem gilt: Es gibt zu jeder extranuklearen Eigenschaft eine "abgeschwächte" nukleare Version.

Der Unterschied zwischen den extranuklearen Eigenschaften und ihren nuklearen Gegenständen ist allerdings nicht völlig klar, wie Parsons selbst feststellt:

"We know at least this much about the relation between a property and its watered-down version: if *p* is a watered-down version of *P*, then (1) *P* is extranuclear, (2) *p* is nuclear, and (3) it's hard to tell the difference between *p* and *P*. We can be more explicit about (3), by suggesting: (4) necessarily, any *real* object has *p* if and only if it has *P*. In the theory given below, for every extranuclear property *P*, there will be at least one nuclear property *p* which is related to *P* as in (4)."<sup>31</sup>

---

<sup>25</sup>Siehe *Nonexistent Objects* sowie eine ganze Reihe von Aufsätzen, z. B.: A Meinongian Analysis of Fictional Objects.

<sup>26</sup>*Nonexistent Objects*, S. 23.

<sup>27</sup>Ebd.

<sup>28</sup>Ebd., S. 25.

<sup>29</sup>Ebd., S. 19. Vgl. damit Zaltas "Proper Axiom": "For every condition on properties, it is necessarily and always the case that there is an abstract individual that encodes just the properties satisfying the condition." Siehe *Intensional Logic and the Metaphysics of Intentionality*, S. 19.

<sup>30</sup>*Nonexistent Objects*, S. 19.

<sup>31</sup>Ebd., S. 44.

Also z. B.: Es gibt nicht nur die extranukleare Eigenschaft Existierend-zu-sein, sondern auch eine nukleare Version dieser Eigenschaft; und so für *alle* extranuklearen Eigenschaften. Außerdem soll für alle realen (also nicht abstrakten) Gegenstände gelten: Wenn ein Gegenstand x eine extranukleare Eigenschaft P hat, dann hat x auch das nukleare Gegenstück p von P.

Gemäß einer Interpretation von Kit Fine sind die Sätze der nuklear/extranuklear-Redeweise vollständig in Sätze der Enkodierungs-Redeweise übersetzbar - und vice versa:

“On the face of it, the two approaches to the subject are very different, with the one postulating a fundamental ambiguity in the copula and the other a fundamental division within the category of properties. But there is a way in which the two approaches can be brought closer together. We may treat the encoder's assertion that x exemplifies P as tantamount to the nuclear theorist's assertion that x has P; and we may treat the encoder's assertion that x encodes P as tantamount to the nuclear theorist's assertion that x has the nuclear property  $P^n$  associated with P (...). Under the reasonable assumption that every nuclear relation is a nuclear weakening  $P^n$  of some extra-nuclear relation P, this then leads to a two-way translation between the languages of the encoder and the nuclear-theorist.”<sup>32</sup>

Ich habe für diese Interpretation Sympathien, weil sie mir in sich stimmig und klar zu sein scheint. Ob sie wirklich Parsons Intentionen gerecht wird, ist eine andere Frage.<sup>33</sup> Aber immerhin kann man folgendes feststellen: Die These von der wechselseitigen Übersetzbarkeit der nuklear/extranuklear-Redeweise und der Enkodierungs-Redeweise beruht auf der Voraussetzung, daß es nicht nur zu jeder extranuklearen Eigenschaft ein nukleares Gegenstück gibt, sondern auch umgekehrt: daß es zu jeder nuklearen Eigenschaft ein extranukleares Gegenstück gibt; und es scheint, daß Parsons das tatsächlich vertritt:

“According to the abstraction axiom for extranuclear properties, every nuclear property is essentially equivalent to some extranuclear one. (The following is derivable from the abstraction axiom:  $(P^n)(\exists P^e)(x)(P^e x \equiv P^n x)$ ).”<sup>34</sup>

(Zwei Eigenschaften P und Q sind genau dann “essentially equivalent”, wenn notwendigerweise jeder Gegenstand, der P hat, auch Q hat, und umgekehrt.<sup>35</sup>) Aber wenn das gilt, wie können wir dann noch nukleare von extranuklearen Eigenschaften unterscheiden? Die Unterscheidung scheint sich jetzt endgültig aufzulösen. Sie wird zu Beginn eingeführt anhand von Beispielen; dann erfahren wir ziemlich bald, daß es zu jeder der Eigenschaften,

---

<sup>32</sup>Critical Review, S. 98.

<sup>33</sup>Kit Fine macht leider keine Angaben darüber, ob sich seine Interpretation auf irgendwelche Textstellen stützt, und falls ja, auf welche. Dies ist umso bedauerlicher, als es nicht leicht ist, Textstellen zu finden, welche diese Lesart nahelegen könnten.

<sup>34</sup>*Nonexistent Objects*, S. 167. Die Formel besagt: Für jede nukleare Eigenschaft  $P^n$  gilt: Es gibt eine extranukleare Eigenschaft  $P^e$ , so daß notwendigerweise für jeden Gegenstand x gilt: x hat  $P^e$  genau dann, wenn x auch  $P^n$  hat.

<sup>35</sup>Ebd., S. 166f.

die in der Beispielsliste als extranuklear geführt werden, ein nukleares Gegenstück gibt; und schließlich wird gesagt, daß es auch zu jeder nuklearen Eigenschaft ein extranukleares Gegenstück gibt. Es gibt jetzt also ein extranukleares Rot-zu-sein und ein nukleares Rot-zu-sein, ein extranukleares Existierend-zu-sein und ein nukleares Existierend-zu-sein usf.

Verschärft wird das Problem noch dadurch, daß gelten soll: Wenn ein Gegenstand eine beliebige nukleare Eigenschaft hat, dann hat er auch das extranukleare Gegenstück dieser Eigenschaft. Auch Parsons selbst scheint hier ein Problem zu sehen. Denn er führt, neben den nuklearen und den extranuklearen Eigenschaften, noch eine dritte Kategorie von Eigenschaften ein: die *wesentlich* extranuklearen Eigenschaften:

“Although all nuclear properties are essentially equivalent to extranuclear ones, the reverse is not true; some extranuclear properties are not essentially equivalent to any nuclear ones. Let me say that P is essentially extranuclear if P is not essentially equivalent to any nuclear property.”<sup>36</sup>

Aber woran erkennen wir wesentlich extranukleare Eigenschaften? Wie können wir sie von den gewöhnlichen extranuklearen Eigenschaften unterscheiden? Es scheint, daß die neue Unterscheidung wieder die alten Probleme nach sich zieht.

Es mag sein, daß es für diese Probleme überzeugende Lösungen gibt, oder daß es möglich ist, die Theorie so zu modifizieren, daß solche Schwierigkeiten gar nicht erst entstehen. Wenn das einmal geleistet ist, dann mag es schwierig sein zu entscheiden, ob der Prädikationsweisen-Theorie oder der Theorie der verschiedenen Prädikate der Vorzug zu geben ist. Ich entscheide mich jetzt für die Theorie der Prädikationsweisen.

---

<sup>36</sup>Ebd., S. 168.

## b. Eine Theorie fiktiver Gegenstände

Ich möchte hier folgende Auffassung über fiktive Gegenstände verteidigen: Fiktive Gegenstände *existieren*. Sie sind von Autoren kreierte und daher aktuale und kontingente Gegenstände. Sie sind abstrakte Individuen (abstrakt im Sinne von nicht materiell), auf einer Ebene mit Geschichten, Symphonien und anderen Artefakten, die zwar zeitliches, aber nicht raum-zeitliches Sein haben.

Dies ist der Kern der Theorie der fiktiven Gegenstände, die ich in dieser Arbeit vertrete. Wie andere Theorien fiktiver Gegenstände auch, so ist auch diese ein Versuch, unsere vortheoretischen Intuitionen über fiktive Gegenstände zu klären und in ein widerspruchsfreies System zu bringen und dabei möglichst viele dieser Intuitionen zu bewahren. Zu der Auffassung, die ich vertrete, kann man, wie mir scheint, auf relativ natürlichem Wege in zwei Schritten gelangen:

1. Man versucht zu zeigen, daß fiktive Gegenstände nicht mit möglichen Gegenständen identifiziert werden können.<sup>1</sup>

2. Man versucht zu zeigen, daß fiktive Gegenstände *aktuale* Gegenstände sind.

Die wesentliche Voraussetzung für beide Schritte ist, wie gleich klar werden wird, die Annahme, daß fiktive Gegenstände von Autoren *kreiert* werden (und nicht etwa “entdeckt” oder “ausgewählt”, wie manche meinen). Ich präsentiere im folgenden einige Argumente zur Erhellung und gleichzeitig zur Verteidigung der Theorie:

### *I. Fiktive Gegenstände sind keine möglichen Gegenstände*

- a. Es gibt ein Argument von Kent Bach<sup>2</sup>, das zeigen soll, daß nichtexistierende Individuen niemals Gegenstände von Gedanken sein können. Auch wenn wir zum Ausdruck unserer Gedanken singuläre Terme verwenden, die scheinbar nichtexistierende Gegenstände bezeichnen, sind unsere Gedanken nicht wirklich Gedanken über ein nichtexistierendes Individuum. Das Argument läuft so:

- (1) Pegasus könnte existiert haben.

(1) ist, dem oberflächlichen Anschein nach, ein Satz *über* einen nichtexistierenden Gegenstand, nämlich über ein nichtexistierendes fliegendes Pferd. Wenn das tatsächlich der Fall

---

<sup>1</sup>Hier und im folgenden ist ‘möglicher Gegenstand’ im Sinne von ‘*bloß* möglicher Gegenstand’ gemeint, also als Gegensatz zu ‘aktualer’ bzw. ‘realer Gegenstand’.

<sup>2</sup>Failed Reference and Feigned Reference, S. 361f.

ist, dann muß (1) ein Satz über ein *bestimmtes* fliegendes Pferd sein, genauer: über ein bestimmtes *mögliches* fliegendes Pferd (da ja fliegende Pferde zu den logisch möglichen Gegenständen zu rechnen sind). Aber dann ist die Frage berechtigt: Über *welches* bestimmte mögliche fliegende Pferd? Diese Frage ist, so Bach, prinzipiell nicht beantwortbar. Wir können nicht sagen, welches der unendlich vielen möglichen fliegenden Pferde mit dem Namen 'Pegasus' bezeichnet wird. Daher macht (1) als Behauptung über ein Individuum keinen Sinn.

Bachs Lösung lautet: Mit Sätzen wie (1) wird in Wirklichkeit nur ausgedrückt, daß ein Individuum *von der-und-der Art* hätte existieren können (und nicht daß dieses oder jenes *konkrete Individuum* hätte existieren können). Wenn wir es mit einer echten Behauptung über ein Individuum zu tun haben, dann muß es sinnvoll sein zu fragen, von *welchem* Individuum die Rede ist. Sätze "über" Nichtexistierendes, beispielsweise über mögliche Gegenstände, erfüllen diese Bedingung nicht. Daher sind alle Sätze, die scheinbar Sätze über nichtexistierende Individuen sind, in Wirklichkeit allgemeine Sätze, in denen anstelle von Individuen von *Arten von Individuen* die Rede ist.

Ich möchte dieses Argument dazu benutzen, auf einen Unterschied zwischen fiktiven Gegenständen und bloß möglichen Gegenständen hinzuweisen. Denn es scheint mir, daß Bachs Beobachtung richtig ist in Bezug auf mögliche Gegenstände, aber nicht in Bezug auf fiktive Gegenstände. Es mag schwierig oder sogar unmöglich sein, *mögliche* Gegenstände zu individuieren; aber es ist nicht unmöglich, *fiktive* Gegenstände zu individuieren. In Bezug auf Sätze über fiktive Gegenstände macht es prinzipiell einen guten Sinn zu fragen, von *welchem* Gegenstand denn die Rede ist. Man kann etwa fragen: "Welchen Werther meinst du denn? Den von Goethe oder den von Plenzdorf?" Oder: "Sprichst du über den Faust von Marlowe oder den Faust der Volksbücher?" Diese Fragen machen Sinn und können natürlich auch beantwortet werden. Dies ist einer der Gründe, warum es besser ist, fiktive Gegenstände nicht mit möglichen Gegenständen zu identifizieren.

b. Ein weiteres Argument gegen die Annahme, daß fiktive Gegenstände zu den möglichen Gegenständen zu zählen sind:

Fiktive Gegenstände haben die kategoriale Eigenschaft Fiktiv-zu-sein; und diese Eigenschaft schließt Existenz aus. M. a. W.: Fiktive Gegenstände sind nicht die Art von Gegenständen, die existieren können. Also sind fiktive Gegenstände keine möglichen Gegenstände.<sup>3</sup>

Ein ähnliches Argument:

---

<sup>3</sup>Siehe Fine, Critical Review, S. 126f.

Sherlock Holmes hat die Eigenschaft Eine-Romanfigur-zu-sein. Die Eigenschaft Eine-Romanfigur-zu-sein schließt Existenz aus. Daher ist es unmöglich, daß Sherlock Holmes existiert. Also ist Holmes kein möglicher Gegenstand.

Ich habe in den beiden obigen Argumenten die Prämisse benutzt, daß fiktive Gegenstände im Allgemeinen bzw. Romanfiguren im Besonderen nicht existieren. Dies entspricht nicht genau meiner Auffassung. Ich ziehe es vor, statt dessen zu sagen, daß fiktive Gegenstände *nicht raum-zeitlich* existieren bzw. daß sie keine räumlichen Gegenstände sind.<sup>4</sup> Aber das tut der Argumentation keinen Abbruch. Man kann in den beiden vorangegangenen Argumenten einfach 'Existenz' durch 'raum-zeitliche Existenz' ersetzen, ohne daß sich die Konklusion ändert, vorausgesetzt man akzeptiert, daß mögliche Gegenstände von der Art sind, daß sie *raum-zeitlich* existieren können. Diese Voraussetzung scheint mir allgemein akzeptiert zu sein: Wenn wir sagen, daß fliegende Pferde möglich sind, dann meinen wir üblicherweise wohl, daß fliegende Pferde *als raum-zeitliche Gegenstände* möglich sind.

Ein verwandtes Argument:

Sherlock Holmes hat die Eigenschaft Fiktiv-zu-sein. Wenn ein realer Sherlock Holmes existierte, dann hätte dieser nicht die Eigenschaft Fiktiv-zu-sein. Also kann Sherlock Holmes niemals mit einem "realen" Sherlock Holmes identisch sein.

Allen diesen Argumenten liegt folgendes Prinzip zugrunde: Wenn x ein fiktiver Gegenstand ist, dann ist x *notwendigerweise* fiktiv.<sup>5</sup>

Die Argumentation ließe sich etwa so verallgemeinern:

Jeder Gegenstand, der die Eigenschaft Fiktiv-zu-sein hat, hat diese Eigenschaft notwendigerweise. Die Eigenschaft Fiktiv-zu-sein schließt Existenz (bzw. raum-zeitliche Existenz) aus. Also ist es unmöglich, daß ein fiktiver Gegenstand existiert (bzw. raum-zeitlich existiert). Also sind fiktive Gegenstände keine möglichen Gegenstände.

c. Noch ein Argument gegen die Annahme, daß fiktive Gegenstände existieren können:

Fiktive Gegenstände werden von Autoren *kreiert*. Nehmen wir an, ein Autor A kreierte einen fiktiven Gegenstand x. Nehmen wir weiter an, es existierte zufällig ein (realer) Gegenstand y, so daß  $x=y$ . In diesem Fall hätten wir zu akzeptieren, daß A den realen

---

<sup>4</sup>Ich behandle die Ausdrücke 'a ist kein räumlicher Gegenstand.' und 'a existiert nicht räumlich.' als Synonyme.

<sup>5</sup>Explizit wird dieses Prinzip vertreten von Kit Fine. Siehe Critical Review, S. 129f. Auch für John Woods ist Fiktionalität eine *Wesenseigenschaft* fiktiver Gegenstände, wodurch, nach Woods' Ansicht, ausgeschlossen ist, daß ein fiktiver Gegenstand existieren kann. Siehe *The Logic of Fiction*, S. 75-78.

Gegenstand *y* kreiert hat, was offenbar absurd ist. Autoren können fiktive Gegenstände kreieren, aber nicht Wesen aus Fleisch und Blut.<sup>6</sup>

Manche Leute lehnen die erste Prämisse dieses Arguments ab. Sie bestreiten, daß Autoren im wörtlichen Sinn ihre Figuren *kreieren*. Sie vertreten die Auffassung, daß fiktive Gegenstände zu den notwendigen und damit sozusagen immer schon dagewesenen Gegenständen gehören. Die Arbeit der Autoren, und damit ihre kreative Leistung, besteht gemäß dieser Auffassung darin, daß eine spezielle Auswahl getroffen wird. Autoren kreieren also ihre Figuren nicht, sondern wählen sie nur aus.<sup>7</sup>

Es ist nicht schwierig, eine dieser Auffassung entsprechende Variante des obigen Arguments zu konstruieren:

Autoren wählen ihre Figuren aus einem Bestand schon vorher dagewesener abstrakter Gegenstände. Angenommen, ein Autor *A* wählt eine Figur *x* aus. Zufällig existiert eine reale Person *y*, so daß  $x=y$ . Dann müßten wir sagen, daß *y* ein von *A* ausgewählter abstrakter Gegenstand ist, was absurd ist, weil reale Personen niemals mit abstrakten Entitäten identisch sein können.

d. Wenn fiktive Gegenstände tatsächlich mit möglichen Gegenständen identifiziert werden könnten, dann müßte es prinzipiell möglich sein anzugeben, mit *welchem* möglichem Gegenstand ein gegebener fiktiver Gegenstand identisch ist. Aber wir können einem gegebenen fiktiven Gegenstand keinen bestimmten möglichen Gegenstand zuordnen. Wir können prinzipiell von keinem fiktiven Gegenstand sagen, mit *welchem* möglichem Gegenstand er identisch ist.<sup>8</sup> Dies ist eine Folge der sogenannten "Unvollständigkeit"<sup>9</sup> fiktiver Gegenstände: Die Beschreibung, die Conan Doyle von Sherlock Holmes gibt, paßt auf unendlich viele mögliche Gegenstände. Sherlock Holmes könnte beispielsweise mit einem möglichen Gegenstand identisch sein, der ein Muttermal auf der rechten Schulter hat; oder er könnte identisch sein mit einem möglichen Gegenstand, der ein Muttermal auf der *lin-*ken Schulter hat; oder mit einem möglichen Gegenstand, der überhaupt kein Muttermal hat usf. Wir vermögen nicht ohne Willkür anzugeben, mit welchem dieser unendlich vielen möglichen Gegenstände Sherlock Holmes identisch ist.

e. Es gibt auch *unmögliche* fiktive Gegenstände, d. h. Gegenstände, denen in ihren Geschichten miteinander unverträgliche Eigenschaften zugesprochen werden. Z. B.: In

---

<sup>6</sup>Vgl. Fine, Critical Review, S. 127.

<sup>7</sup>Siehe z. B. Wolterstorff, *Works and Worlds of Art*, S. 144f.; sowie: Parsons, *Nonexistent Objects*, S. 187f.

<sup>8</sup>Siehe Fine, Critical Review, S. 127f.

<sup>9</sup>Siehe Abschnitt IVc.: "Unvollständigkeit und Unbestimmtheit".

einer Geschichte, in der Zeitmaschinen vorkommen, könnten *beide* folgenden Sätze wahr sein:

- (2) Franz ist im Jahre 1969 noch nicht geboren.
- (3) Franz beobachtet im Jahre 1969 seine zukünftigen Eltern bei ihrem ersten Rendezvous.<sup>10</sup>

## II. Fiktive Gegenstände sind existierende Gegenstände

f. Fiktive Gegenstände werden kreiert; was kreiert worden ist, existiert.<sup>11</sup>

g. Die Kreation eines fiktiven Gegenstandes ist etwas, das stattfinden kann, oder auch nicht. Man kann sich sehr gut eine Welt vorstellen, in der Sherlock Holmes nicht kreiert wurde. Sherlock Holmes verdankt seine Existenz einer kreativen Aktivität, die auch hätte unterbleiben können. Also ist Sherlock Holmes kein notwendiger, sondern ein kontingenter Gegenstand.

h. Einerseits sind fiktive Gegenstände in einem Sinn “unmögliche” Gegenstände: Es ist unmöglich, daß ein fiktiver Gegenstand mit einem realen Gegenstand identisch ist (siehe b.).<sup>12</sup> Andererseits sind fiktive Gegenstände *aktuale* Gegenstände. Folgende Überlegung sollte das verdeutlichen: Ebenso wie wir aktuale “reale” Gegenstände von (bloß) möglichen realen Gegenständen unterscheiden können, können wir auch aktuale fiktive Gegenstände von bloß möglichen fiktiven Gegenständen unterscheiden (falls wir eine Ontologie der möglichen Gegenstände grundsätzlich akzeptieren wollen). Es gibt beispielsweise einen fiktiven Gegenstand, der unter der Beschreibung ‘der rosarote Panther’ bekannt ist. Der rosarote Panther ist ein *aktualer* fiktiver Gegenstand. Es ist nicht logisch unmöglich, daß eines Tages jemand einen grünen Panther kreieren wird. Aber im Augenblick ist der

---

<sup>10</sup>Gemäß der Theorie fiktiver Gegenstände, die ich vorschlage, ist Franz natürlich nicht wirklich ein unmöglicher Gegenstand, auch wenn manche der Eigenschaften, die ihm in einer Geschichte zugeschrieben werden, einander ausschließen. Denn abstrakte Gegenstände können einander ausschließende Eigenschaften enkodieren und werden dadurch nicht zu unmöglichen Gegenständen. Ein Gegenstand, der einander ausschließende Eigenschaften enkodiert, verletzt keine logischen Gesetze.

<sup>11</sup>Vgl. Fine, Critical Review, S. 132f.

<sup>12</sup>Das impliziert natürlich keineswegs, daß fiktive Gegenstände *als fiktive Gegenstände* unmöglich sind. Holmes ist selbstverständlich ein logisch möglicher Gegenstand (wie könnte er sonst aktual sein?), aber ein logisch möglicher *fiktiver* Gegenstand. Unmöglich ist bloß, daß Holmes mit einem “realen” (d. h. raum-zeitlichen) Gegenstand identisch ist.

grüne Panther kein aktueller fiktiver Gegenstand, sondern ein bloß möglicher fiktiver Gegenstand. Alle vertrauten fiktiven Gegenstände - Sherlock Holmes, Hamlet, Anna Karenina, Mr. Pickwick usw. - sind natürlich aktuelle Gegenstände.

i. Es macht Sinn, zwischen existierenden fiktiven Gegenständen und nichtexistierenden fiktiven Gegenständen zu unterscheiden. Z. B.: Es gibt einen fiktiven Gegenstand, der die Eigenschaften Detektiv-zu-sein und Kokainsüchtig-zu-sein enkodiert; aber es gibt (angenommen) keinen fiktiven Gegenstand, der die Eigenschaften Detektiv-zu-sein und Opium-süchtig-zu-sein enkodiert.

Ein ähnliches Argument:

(k<sub>1</sub>) die Heldin des Romans *Martin Chuzzlewit*

(k<sub>2</sub>) die einzige Figur, die in jedem Kapitel von *Martin Chuzzlewit* auftaucht

Die Kennzeichnung (k<sub>1</sub>) wird erfüllt von einer Figur, die unter anderem folgende Eigenschaften enkodiert: Mrs.-Gamp-genannt-zu-werden, Dick-zu-sein, Alt-zu-sein, Gerne-Gin-zu-trinken. Die Kennzeichnung (k<sub>2</sub>) ist leer; es gibt keine Figur, die in jedem Kapitel von *Martin Chuzzlewit* auftaucht. Eine Theorie, die fiktive Gegenstände einfach unter die nichtexistierenden Gegenstände subsumiert, geht darüber hinweg, daß die Kennzeichnung (k<sub>1</sub>) in einer anderen Beziehung zur Welt steht wie die Kennzeichnung (k<sub>2</sub>). Denn gemäß einer solchen Theorie sind *beide* Kennzeichnungen leer.<sup>13</sup>

j. Eine Ontologie der möglichen Gegenstände vorausgesetzt, ist es eine Trivialität zu behaupten, daß es einen möglichen Gegenstand gibt, der die Eigenschaften Rosarot-zu-sein und Panther-zu-sein enkodiert. Ebenso trivial ist es (in diesem Rahmen) zu behaupten, daß es einen Gegenstand gibt, der die Eigenschaften Grün-zu-sein und Panther-zu-sein enkodiert. Aber: Es ist nicht trivial zu behaupten, daß es einen *fiktiven* Gegenstand gibt, der diese Eigenschaften enkodiert.

Die meisten der obigen Argumente zielen darauf ab, fiktive Gegenstände von bloß möglichen und sonstigen "gewöhnlichen nichtexistierenden" Gegenständen zu unterscheiden. Der springende Punkt dabei ist, daß fiktive Gegenstände - im Gegensatz zu bloß möglichen - ihren ontologischen Status einer spezifischen menschlichen Aktivität verdanken, nämlich der Aktivität des Imaginierens. Dadurch wird es zu einem *empirischen* Faktum,

---

<sup>13</sup>Das Argument stammt von Peter van Inwagen. Siehe *Creatures of Fiction*, S. 308. Vgl. hierzu auch John Woods' Unterscheidung zwischen "non-entities" und "non-suches": Holmes gehört zu ersteren, der gegenwärtige König von Frankreich zu letzteren. Siehe *The Logic of Fiction*, S. 29f.

daß der-und-der fiktive Gegenstand existiert. Niemand hätte Sherlock Holmes imaginieren müssen.

Aus ganz ähnlichen Gründen scheint es verfehlt, fiktive Gegenstände mit Zaltas A-Gegenständen oder ähnlichem zu identifizieren. Denn welchen ontologischen Status die A-Gegenstände auch immer haben: sie haben ihn jedenfalls unabhängig von irgendwelchen menschlichen Aktivitäten; und somit unterscheiden sie sich in zumindest einem ganz wesentlichen Merkmal von den fiktiven Gegenständen. Zalta kann hinsichtlich des ontologischen Status keinen Unterschied machen zwischen dem Gegenstand, der die Eigenschaft Rosaroter-Panther-zu-sein enkodiert, und dem Gegenstand, der die Eigenschaft Grüner-Panther-zu-sein enkodiert. Aber es gibt hier einen Unterschied, und eine Theorie der Fiktion sollte ihn reflektieren. Denn auf die Frage ‘Gibt es eine Comic-Figur, die die Eigenschaft Rosaroter-Panther-zu-sein enkodiert?’ muß die Antwort ‘Ja!’ lauten, nicht aber auf die Frage ‘Gibt es eine Comic-Figur, die die Eigenschaft Grüner-Panther-zu-sein enkodiert?’

Analoge Einwände lassen sich erheben gegen die Theorien von Parsons und Wolterstorff.

Doch alle drei genannten Autoren - Zalta, Parsons und Wolterstorff - scheinen irgendwie die Intuition zu teilen, daß das Vorhandensein fiktiver Gegenstände ein *kontingentes* Faktum ist. Die Schwierigkeit besteht nun darin, wie sich diese Intuition bewahren läßt im Rahmen einer Theorie, dergemäß fiktive Gegenstände *notwendige* abstrakte Entitäten sind. Betrachten wir der Reihe nach die Strategien zur Lösung dieses Problems.

Zalta führt in einem ersten Schritt den Begriff des fiktiven Gegenstandes ein durch Rekurs auf den Begriff der *Geschichte*:

“Fictional characters are native to (originate in) some story.”<sup>14</sup>

“The characters of a story are the objects which exemplify properties according to it.”<sup>15</sup>

Auch Geschichten sind A-Gegenstände, und zwar A-Gegenstände, die ausschließlich eine besondere Art von Eigenschaften enkodieren. Zalta nennt diese Eigenschaften “vacuous properties”. Ich ziehe die Bezeichnung ‘propositionale Eigenschaften’ vor, weil diese Eigenschaften aus Propositionen generiert werden. Propositionale Eigenschaften könnte man etwa so ausdrücken: So-zu-sein-daß-Holmes-bester-Freund-Arzt-ist. Jede Geschichte muß mindestens eine solche Eigenschaft enkodieren. Dies ist eine der beiden notwendigen Bedingungen dafür, daß ein A-Gegenstand eine Geschichte ist. Die zweite Bedingung lautet: Es muß jemand existieren, der zu diesem A-Gegenstand in der Relation der *Autorenschaft* steht. Auf diese Weise kommt ein kontingentes Element ins Spiel.

---

<sup>14</sup>*Abstract Objects*, S. 93.

<sup>15</sup>Ebd., S. 92.

A-Gegenstände, die propositionale Eigenschaften enkodieren, gibt es mit Notwendigkeit (wie alle übrigen A-Gegenstände auch). Aber es gibt nicht notwendigerweise zu jedem dieser A-Gegenstände irgend jemanden, der zu ihnen in der Relation der Autorenschaft steht:

“Stories are abstract objects which encode only vacuous properties and which are authored by some existing thing. Hence, it is a contingent matter that there are any stories. Lots of A-objects might have been stories, however. To say this is to say that they encode just vacuous properties and that POSSIBLY there exists an object which authors it.”<sup>16</sup>

Die Situation ist also folgende:

Nehmen wir irgendeinen A-Gegenstand *s*, der eine beliebige propositionale Eigenschaft enkodiert, sagen wir die Eigenschaft So-zu-sein-daß-Schaub-ein-Drache-war-und-zehn-magische-Ringe-hatte. Sehr lange Zeit existierte kein Wesen, das zu diesem A-Gegenstand in der Relation der Autorenschaft gestanden wäre. Also war *s*, gemäß Zaltas Definition, keine Geschichte, sondern einer von unendlich vielen notwendigen Gegenständen, welche propositionale Eigenschaften enkodieren. Aber irgendwann, vermutlich in der ersten Hälfte der Siebzigerjahre, fand dieser A-Gegenstand seinen Autor.<sup>17</sup> Von diesem Zeitpunkt an ist *s* eine *Geschichte*, also ein kontingenter Gegenstand.

Aber wie soll man das verstehen? Es würde ja bedeuten, daß ein Gegenstand einfach die Kategorie wechseln und dabei er selbst bleiben kann. Außerdem würde es wohl bedeuten, daß ein notwendiger Gegenstand aufhören kann, notwendig zu sein. Wie ist das aber möglich? Leider geht Zalta auf diese Komplikationen überhaupt nicht ein.

Parsons gibt folgende Interpretation des Kreierens fiktiver Gegenstände:

“I have said that, in a popular sense, an author *creates* characters, but this too is hard to analyze. It does not mean, for example, that the author brings those characters into existence, for they do not exist. Nor does he or she make them objects, for they were objects before they appeared in stories. We might say, I suppose, that the author makes them *fictional* objects, and that they were not fictional objects before the creative act. We might even say that the author bestows on them *fictional existence* [...], as long as this is not confused with ordinary existence.”<sup>18</sup>

Genau die Schwierigkeiten, die sich bei Zalta in Bezug auf Geschichten ergeben, ergeben sich hier in Bezug auf fiktive Gegenstände.

Parsons Erklärung läuft darauf hinaus, daß ein Gegenstand sich irgendwie von einem nicht-fiktiven in einen fiktiven verwandeln kann. Aber das ist sehr merkwürdig. Denn Fiktiv-zu-sein ist ja bei Parsons eine extranukleare Eigenschaft, auf einer Stufe mit Exi-

---

<sup>16</sup>Ebd., S. 91.

<sup>17</sup>Der “Autor” ist David Lewis. Terence Parsons zitiert ihn jedenfalls als Urheber dieser “Geschichte”. Siehe Parsons, A Meinongian Analysis of Fictional Objects, S. 82.

<sup>18</sup>*Nonexistent Objects*, S. 188.

stanz. Würden wir denn sagen wollen, daß sich ein Gegenstand von einem nichtexistierenden in einen existierenden verwandeln kann (oder umgekehrt)? Wohl kaum. Und ebenso kontraintuitiv erscheint mir die Annahme, daß einem Gegenstand "fiktionale Existenz" verliehen werden kann (was immer das ist). Kann denn ein Gegenstand eine "Seinsweise" so einfach wechseln wie eine Farbe? Das scheint mir nicht leicht einzusehen und überdies ziemlich weit entfernt von unseren natürlichen Intuitionen über die Natur fiktiver Gegenstände.

Darum ziehe ich es vor, die Rede, daß Autoren Figuren *kreieren*, ernst zu nehmen. Fiktive Gegenstände existieren nicht von Anbeginn der Zeiten an, sondern erst ab dem Zeitpunkt ihrer Erfindung. Sie haben sozusagen ein "Geburtsdatum". Die Zeit ihrer Entstehung fällt zusammen mit der Zeit der Entstehung ihrer Geschichten; und ebenso wie die Geschichten können auch die Figuren, wenn sie einmal kreiert sind, nicht wieder vergehen, höchstens vergessen werden.<sup>19</sup>

Für Wolterstorff besteht die kreative Arbeit von Autoren im *Skizzieren von Typen* [kinds]. Wolterstorffs *Typen* scheinen Zaltas und Parsons' *Gegenständen* zumindest sehr nahe verwandt zu sein. Auch sie sind Gegenstände, die nicht von Autoren zur Existenz gebracht werden können; sie waren nämlich sozusagen immer schon da:

"What we customarily call the *characters* in the world of a work of art [...] are certain kinds of persons which are components in that world - not persons of a certain kind, but certain person-kinds.

If characters are person-kinds, then they *do* exist. There exists that person-kind which is a component of the world of *Dead Souls* and has essential within it the property of being named 'Chichikov'. But the author did not bring that kind into existence. He selected it, and so presented it to us for our attention. Perhaps, though, a person-kind is not properly called a 'character' until some work has been composed of whose world it is a component. Then it would be a mistake to think of *characters* as awaiting selection by some author. That would be true only of person-kinds. And then what could be said of the fictioneer is that he brings it about that what are not characters become such."<sup>20</sup>

Dieser Ansatz scheint dem von Parsons sehr ähnlich zu sein, und ähnlich sind daher auch die Schwierigkeiten, die sich daraus ergeben. So lange es für diese Probleme keine befriede-

---

<sup>19</sup>Daß ein kontingenter Gegenstand, einmal kreiert, im wahrsten Sinn des Wortes unvergänglich sein kann, mag zunächst seltsam erscheinen. Aber das ist nichts weiter als eine natürliche Konsequenz der Art und Weise, wie die betreffenden Gegenstände ontologisch charakterisiert wurden. Daß es nicht möglich ist, eine Geschichte zu vernichten, indem man Bücher verbrennt, dürfte einleuchten. Strittig ist da schon eher der folgende Fall: Alle Aufzeichnungen einer Geschichte sind vernichtet, *und* es existiert niemand mehr, der sich an die Geschichte erinnern könnte. Wir können aber auch in diesem Fall nicht sagen, daß die Geschichte aufgehört hat zu existieren, mag sie auch für immer für die Menschheit verloren sein. Denn Geschichten sind ja keine mentalen Gegenstände und daher nicht ontologisch abhängig von denkenden Wesen.

<sup>20</sup>*Works and Worlds of Art*, S. 144f.

digende Lösung gibt, scheint es mir vernünftiger anzunehmen, daß fiktive Gegenstände tatsächlich von Autoren *kreiert*, und nicht bloß entdeckt oder ausgewählt werden.

Die Kreationsthese wird unter anderem von Hector-Neri Castañeda vertreten. Castañedas Theorie hat darüberhinaus den Vorzug, daß sie eine ziemlich detaillierte Beschreibung dessen gibt, was ich “die Kreation eines fiktiven Gegenstandes” nenne. Gemäß dieser Theorie ist der Akt der Kreation einer Fiktion eine empirische Angelegenheit, analog der Verursachung der Existenz aktueller Gegenstände. Aber Autoren erschaffen ihre Figuren nicht ex nihilo. Sie benützen nicht nur vorgegebene Eigenschaften, sondern auch eine spezielle Sorte (abstrakter) *Individuen*. Diese Individuen, Castañeda nennt sie *individual guises*, sind “mögliche Gegenstände des Denkens”. Der ontologische Status dieser Gegenstände ist nicht völlig klar. Castañeda will ihnen, hier jedenfalls, weder Existenz noch Realität noch Aktualität zubilligen.<sup>21</sup> Anders ist sein Urteil über den ontologischen Status *fiktiver* Gegenstände: Zwar sind fiktive Gegenstände eine Unterart denkbarer Gegenstände, aber fiktive Gegenstände haben immerhin einen “Schatten von Realität”, da sie ja aktual ausgedacht worden sind. Die “schattenhafte” Realität der fiktiven Gegenstände ist sozusagen ein “Abglanz” der vollen Realität jener Denkepisoden, durch die Fiktionen hervorgebracht werden.<sup>22</sup>

Autoren bedienen sich bei der Kreation fiktiver Gegenstände abstrakter Individuen, der *individual guises*. Was sind *individual guises*? Sie sind “das, was bestimmte Beschreibungen dem Bewußtsein präsentieren”.<sup>23</sup> Sie sind Entitäten, die zusammengesetzt sind aus einer Menge von Eigenschaften und einem Individuierungs-Operator. Der Individuierungs-Operator wird sprachlich durch den bestimmten Artikel repräsentiert. *Individual guises* als Ganzes werden demgemäß in der Sprache durch bestimmte Beschreibungen repräsentiert.<sup>24</sup> *Individual guises* können also auch komplex sein, in dem Sinne, daß mehrere Eigenschaften involviert sein können. Beispiele für *individual guises*:

$g_1$ : die Frau, die Pamela heißt

$g_2$ : die Frau, die in der Oak Street 123 lebt

Das *individual guise*  $g_1$  ist nicht identisch mit dem *individual guise*  $g_2$ .  $g_1$  und  $g_2$  sind voneinander sozusagen “isoliert”.

Der Schriftsteller Kraut, Autor eines Werks mit dem Titel *There is a future*, schuf eine Figur, die, in Zaltascher Terminologie ausgedrückt, jede der folgenden drei Eigenschaften

---

<sup>21</sup>Fiction and Reality, S. 48f.

<sup>22</sup>Ebd., S. 49.

<sup>23</sup>Ebd.

<sup>24</sup>Ebd., S. 56.

enkodiert: Frau-zu-sein, Pamela-zu-heißen und In-der-Oak Street-123-zu-leben. Gemäß Castañedas Erklärung besteht nun die kreative Leistung Krauts darin, die “ontologische Isolation” zwischen  $g_1$  und  $g_2$  aufgehoben zu haben,  $g_1$  und  $g_2$  (und noch viele weitere  $g$ 's) zu *einem* fiktiven Gegenstand verschmolzen zu haben.

Castañedas Theorie fiktiver Gegenstände läßt sich so zusammenfassen:

1. Ein fiktiver Gegenstand ist ein System von *individual guises*, die von einem Autor zusammengefügt wurden.
2. Die Kreation einer Fiktion ist eine Denkepisode, durch die ein System von *individual guises* aufgebaut wird.<sup>25</sup>

Aber nicht nur fiktive, sondern auch “reale” (also raum-zeitliche) Gegenstände sind Systeme von *individual guises*. Der Unterschied zwischen fiktiven und realen Gegenständen besteht nicht in ihren “Bausteinen”; reale und fiktive Gegenstände sind aus derselben Art von Entitäten zusammengesetzt. Der Unterschied besteht vielmehr einerseits in der Vollständigkeit der realen (und der Unvollständigkeit der fiktiven) Gegenstände und andererseits in der Art der Zusammensetzung. Reale Gegenstände sind aus unendlich vielen *individual guises* zusammengesetzt, fiktive Gegenstände nur aus endlich vielen.<sup>26</sup>

Der unterschiedlichen Art der Zusammensetzung der *individual guises* entsprechen zwei Arten der Prädikation: Das, was durch das “reale Prädikat” ausgedrückt wird, nennt Castañeda “*consubstantiation*”, das, was durch das “fiktionale Prädikat” ausgedrückt wird, “*consociation*”. *Consubstantiation* unterliegt den Gesetzen der logischen Konsistenz und Vollständigkeit, *consociation* nicht. M. a. W.: Fiktive Gegenstände (nicht aber reale) können auch aus einander widersprechenden *individual guises* zusammengesetzt sein.<sup>27</sup>

Einige Probleme:

1. Nach Castañedas Modell funktioniert also die Kreation eines fiktiven Gegenstandes so: Ein Autor wählt ein bestimmtes  $g_1$  aus ( $g_1$  ist ein *individual guise*). Dann fügt er  $g_1$  mit  $g_2$  zusammen und erhält so den fiktiven Gegenstand  $f_1$ . Durch Hinzufügen weiterer  $g$ 's läßt sich  $f_1$  beliebig erweitern. Nun können aber die  $g$ 's auch komplex sein, das heißt sie können mehrere Eigenschaften involvieren.

Z. B.:

$g_3$ : die Frau, die Pamela heißt und in der Oak Street 123 lebt.

$g_3$  involviert drei Eigenschaften F, G, H. Angenommen, es gibt einen fiktiven Gegenstand  $f$ , der genau diese drei Eigenschaften enkodiert: Aus welchen  $g$ 's ist  $f$  nun zusammenge-

---

<sup>25</sup>Ebd., S. 50.

<sup>26</sup>Ebd., S. 50-53.

<sup>27</sup>Ebd., S. 57.

setzt? Etwa aus den g's "das, was F ist", "das, was G ist" und "das, was H ist"? Oder aus den g's "das, was F und G ist" und "das, was H ist"? Oder aus "das, was F ist" und "das, was G und H ist"? Und ist f überhaupt *zusammengesetzt*? Könnte es nicht sein, daß der Autor einfach das komplexe *individual guise* g<sub>3</sub> *ausgewählt* hat? Falls letzteres möglich ist, tauchen hier wieder ganz ähnliche Probleme auf wie schon bei den Theorien von Zalta, Parsons und Wolterstorff: Ist f in diesem Fall mit g<sub>3</sub> identisch? Das ist wohl kaum möglich, da ja f ein kontingenter Gegenstand ist, wie Castañeda betont; fiktive Gegenstände haben keinen ontologischen Status unabhängig von der Erfindung von Geschichten.<sup>28</sup> g<sub>3</sub> dagegen ist sicherlich kein kontingenter Gegenstand. Was immer der ontologische Status der g's auch sein mag, sie haben ihn gewiß unabhängig von der Erfindung irgendwelcher Geschichten. Also kann kein f mit irgendeinem g identisch sein. Andererseits: Wenn f einfach nur ein "ausgewähltes" oder "entdecktes" g ist, dann *muß* f mit g identisch sein. Es handelt sich um das bereits bekannte Problem: Fiktive Gegenstände sollen einerseits "ausgewählte" oder "entdeckte" notwendige Gegenstände sein, sollen aber andererseits nicht den Status notwendiger Gegenstände haben.

2. Die *individual guises* haben "weder Existenz, noch Realität, noch Aktualität".<sup>29</sup> Trotzdem sollen sie die Bausteine der gesamten aktuellen, realen, existierenden Welt sein. Wie ist das möglich? Wie kann überhaupt *etwas* aus der Zusammenfügung von *nichts* entstehen?

3. Castañeda erkennt den fiktiven Gegenständen "einen Schatten von Realität" zu.<sup>30</sup> Er gibt hier einer Intuition nach, die durch die Einsicht genährt wird, daß die Kreation einer Fiktion (und infolgedessen die Kreation fiktiver Gegenstände) eine empirische Angelegenheit ist, analog der Verursachung "realer" Gegenstände.<sup>31</sup> Aber wie soll man das verstehen: "ein Schatten von Realität"? Realität/Existenz/Aktualität lassen, scheint mir, keine graduellen Abstufungen zu. Kann etwas "ein bißchen existieren"? Das ist schwer zu akzeptieren.

Die Intuition, daß fiktive Gegenstände jedenfalls nicht im selben Sinn existieren und Realität haben wie Menschen aus Fleisch und Blut, ist weit verbreitet. Viele Leute sind daher konsequenterweise der Ansicht, daß fiktive Gegenstände *überhaupt keine* Realität haben. Ich vertrete die Auffassung der Minderheit: daß fiktive Gegenstände *volle* Realität haben. Das läßt sich auch so ausdrücken: Fiktive Gegenstände *existieren*. Entgegen dem ersten Anschein steht das nicht im Widerspruch zu der vortheoretischen Intuition, daß Sherlock

---

<sup>28</sup>Siehe ebd., S. 34 (Punkt C3).

<sup>29</sup>Ebd., S. 48f.

<sup>30</sup>Ebd., S. 49.

<sup>31</sup>Ebd., S. 48.

Holmes & Co. *nicht* existieren. Was meinen wir denn, wenn wir sagen, daß Sherlock Holmes nicht existiert? Es muß doch wohl etwas von dieser Art gemeint sein: Sherlock Holmes ist kein Wesen aus Fleisch und Blut; er ist "nur" eine Romanfigur. Sicherlich ist nicht gemeint, daß Sherlock Holmes *als Romanfigur* nicht existiert. Drohende Widersprüche können wir jetzt leicht abwenden mit Hilfe der Unterscheidung zwischen Enkodierung und Exemplifikation: Alle diejenigen von Holmes' Eigenschaften, die Räumlichkeit implizieren, sind Eigenschaften, die von Holmes nur *enkodiert* werden.

Manche ziehen es vor, das Wort 'Existenz' als synonym mit '*raum-zeitlicher* Existenz' zu gebrauchen. Wenn man diesen Sprachgebrauch akzeptiert, dann ist es natürlich falsch zu sagen, daß fiktive Gegenstände existieren. Denn räumliches Sein haben sie nicht. Aber das scheint mir nicht mehr als eine Frage der Sprachregelung zu sein. Ich könnte auch irgendeinen anderen Terminus für 'nicht-räumliche Existenz' einführen, beispielsweise 'Subsistenz' oder ähnliches. Ich ziehe es vor, das nicht zu tun, und zwar deshalb, weil ich vermeiden möchte, überflüssige oder sogar irreführende Fragen zu provozieren, wie etwa: Wodurch unterscheidet sich Subsistenz von Existenz? Oder: Wie viele Seinsweisen gibt es eigentlich?

Ich glaube nicht, daß sich hinter diesen Fragen große Rätsel verbergen. Aber ich sehe andererseits keinen Grund, das Wort 'Existenz' exklusiv materiellen Gegenständen vorzubehalten. Ich bin nicht einmal so sicher, ob das, wie oft behauptet wird, tatsächlich unserem alltäglichen Sprachgebrauch entspricht. Sagen wir nicht Dinge wie: 'Die Universität existiert seit...'; und meinen wir da wirklich nur die Gebäude und die Bücher?

Nicht alles, was existiert, muß Ausdehnung und Gewicht haben. Es existieren nicht nur Ziegelsteine und Kühe, sondern auch Geschichten, Symphonien, Gesetze und Verkehrsregeln; und eben auch fiktive Gegenstände.<sup>32</sup>

Die "platonistischen", anti-kreationistischen Theorien der Fiktion (Parsons, Woltersdorff) haben möglicherweise ihre Wurzel in einer falschen Auffassung über ontologische Rahmenwerke. Diese Auffassung lautet: Es gibt auf der einen Seite die Merkmale Materiell-zu-sein, In-Raum-und-Zeit-zu-existieren, Kontingenterweise-zu-existieren; und auf der anderen Seite die Merkmale Immateriell-zu-sein, Nicht-in-Raum-und-Zeit-zu-existieren, Notwendigerweise-zu-existieren. Weiters: Jeder Gegenstand gehört auf eine der beiden Seiten, ist also entweder materiell, raum-zeitlich und kontingent oder immateriell, nicht raum-zeitlich und notwendig.

---

<sup>32</sup>Vgl. Macdonald, *The Language of Fiction*, S. 618 und 627. Hier findet sich der Gedanke, daß fiktive Gegenstände *Teile von Geschichten* sind. Die Autorin vergleicht die Beziehung zwischen Geschichten und fiktiven Gegenständen mit der Beziehung zwischen Symphonien und musikalischen Themen.

Aber diese Sicht der Dinge ist zu eng. Es gibt Gegenstände, die Merkmale von beiden Seiten in sich vereinen, also Gegenstände, die immateriell, nicht räumlich, aber zeitlich und kontingent sind.<sup>33</sup>

Man könnte diese Gegenstände, da sie, von der räumlichen Ausdehnung abgesehen, alle wesentlichen Merkmale von gewöhnlichen Einzeldingen aufzuweisen scheinen, *abstrakte Individuen* nennen. Fiktive Gegenstände sind also eine Sorte abstrakter Individuen, neben Geschichten, Symphonien und anderen Schöpfungen des menschlichen Geistes.

---

<sup>33</sup>Siehe Fine, The Problem of Non-Existents, S. 130f.

## IV. Anwendung der Theorie auf einige Probleme

### a. Reale Gegenstände in Fiktionen

Eines der Ergebnisse des letzten Kapitels lautete: Fiktive Gegenstände sind von Autoren kreiert. Die Fragestellung dieses Kapitels lautet: Gibt es auch *reale Gegenstände*<sup>1</sup> in Fiktionen? M. a. W.: Können in fiktionalen Geschichten auch Gegenstände vorkommen, die selbst nicht fiktiv sind?

Zunächst scheint die Frage beinahe trivial zu sein. Spielen nicht viele fiktionale Geschichten an realen Schauplätzen, z. B. in London, New York oder irgendwo in Rußland? Kommen etwa nicht oft in Romanen und Erzählungen historische Persönlichkeiten vor? (Man denke etwa an Napoleon in Tolstois *Krieg und Frieden*.) Und was jene Geschichten betrifft, denen derlei offenkundige Realitätsbezüge gänzlich fehlen, so gilt doch für die meisten von ihnen wohl zumindest, daß wir keinen Grund haben anzunehmen, daß die Sonne, die die Akteure in diesen Geschichten bescheint, nicht identisch ist mit demjenigen Himmelskörper, den auch wir im Alltagsdiskurs "Sonne" nennen.

So scheint es also zunächst schlicht ein empirisches Faktum zu sein, daß in Fiktionen die verschiedenartigsten realen Gegenstände vorkommen können und auch tatsächlich vorkommen.

Aber es gibt einige Gründe dafür, dem oberflächlichen Schein zu mißtrauen. Im Alltagsdiskurs über fiktionale Geschichten mag die Annahme realer Gegenstände beinahe trivial erscheinen; innerhalb einer Theorie fiktiver Gegenstände verursacht diese Annahme ernste Schwierigkeiten. Die Hauptschwierigkeit besteht darin, daß unmittelbare Widersprüche drohen.

Z. B.:

- (1) Sherlock Holmes, der berühmte Meisterdetektiv, lebt in London.

---

<sup>1</sup>Obwohl ich, wie im vorangegangenen Kapitel oft genug betont, die Auffassung vertrete, daß fiktive Gegenstände *reale* Gegenstände sind (nämlich *reale Abstrakta*), habe ich mich entschlossen, in diesem Kapitel einen verbreiteten Sprachgebrauch zu übernehmen, demgemäß die Prädikate 'fiktiv' und 'real' als einander ausschließend behandelt werden. 'Real' bedeutet also hier ungefähr so viel wie 'raum-zeitlich'.

(1) ist einerseits eine Wahrheit über Sherlock Holmes. Andererseits ist (1) aber auch ein Satz über einen Gegenstand, der "London" genannt wird. Wenn der Name 'London' in (1) das reale London bezeichnet, dann widerspricht (1) einer anderen Wahrheit, nämlich

(2) In London lebte niemals ein Detektiv namens Sherlock Holmes.

Eine andere Schwierigkeit ist folgende: Die These, daß in Fiktionen mitunter auch reale Gegenstände vorkommen, wird oft auch so formuliert: Namen realer Gegenstände bezeichnen auch in Fiktionen reale Gegenstände. Z. B.: Der Name 'London' in Conan Doyles Geschichten bezeichnet das reale London - und nicht eine Phantasiestadt. Leute, die diese These vertreten, vertreten für gewöhnlich auch noch eine andere These, die freilich mit dieser eng zusammenhängt. Nämlich: Conan Doyle referierte mit dem Namen 'London' auf das reale London.

Es ist ziemlich natürlich, daß jemand, der die erste These vertritt, gleichzeitig auch die zweite akzeptiert. Denn was besagt denn die zweite These? Im Wesentlichen besagt sie wohl, daß Doyle die *Absicht* hatte, das Wort 'London' als Name für das reale London zu verwenden. Und es wäre einigermaßen merkwürdig, wenn jemand einerseits das Vorhandensein einer solchen Absicht leugnen würde, andererseits aber behaupten würde, das Wort 'London' in Doyles Geschichten fungiere als Name für das reale London. Eine solche Behauptung würde darauf hinauslaufen, daß jemand unabsichtlich auf irgend etwas referieren kann. Aber das ist kontraintuitiv. Wenn ein Autor für eine seiner von ihm erfundenen Figuren irgendeinen Namen verwendet, z. B. 'Dagobert Müller', ohne jegliche Absicht, auf irgendeine reale Person zu referieren, und zufällig gibt es eine Person dieses Namens, dann würden wir nicht sagen wollen, daß der Autor unabsichtlich auf diese Person referiert hat, daß seine Geschichte eine Geschichte *über* diese Person ist.

Die These, daß in Fiktionen reale Gegenstände vorkommen, und die These, daß Autoren beim Erzählen von Geschichten mitunter Namen realer Gegenstände verwenden, in der Absicht, damit auf reale Gegenstände zu referieren, gehören also eng zusammen. Dies ist ja auch ein oft vorgebrachtes Argument: Wir haben sehr gute Gründe für die Annahme, daß Conan Doyle, der schließlich London sehr gut kannte, den Namen 'London' in seinen Geschichten in der Absicht verwendete, auf London zu verweisen. Einen Zufall, wie in dem Dagobert-Müller-Beispiel können wir in diesem Fall wohl ausschließen. Wir können nicht nur annehmen, daß Doyle, als er den Namen 'London' verwendete, an London dachte, sondern auch, daß Doyle die Intention hatte, auch seine Leser zu veranlassen, an London zu denken, wenn sie 'London' lesen.

All das klingt sehr einleuchtend. Wo ist also das Problem?

Das Problem ergibt sich aus der Charakterisierung des fiktionalen Diskurses als nicht-behauptend und nicht-referentiell.<sup>2</sup> Wenn Conan Doyle, als er seine Geschichten schrieb, nichts behauptete und auf nichts referierte (und so wurde der fiktionale Diskurs charakterisiert), dann hat er auch nicht auf London referiert. Wenn Namen im fiktionalen Diskurs generell nichts bezeichnen, dann bezeichnet auch 'London' im fiktionalen Diskurs nichts.

Natürlich könnten wir, im Lichte dieser neuen Überlegungen, diese Charakterisierung des fiktionalen Diskurses aufgeben. Auch das ist eine Möglichkeit, das Problem zu lösen. Ich ziehe es allerdings vor, die Charakterisierung des fiktionalen Diskurses als nicht-behauptend und nicht-referentiell beizubehalten und eine andere Lösung des Problems fiktiver Gegenstände zu suchen. Die Lösung, die ich vorschlage, lautet, kurz gefaßt, so:

Reale Gegenstände in Fiktionen gibt es nicht. Was es gibt sind nur *fiktive Gegenstände* realer Gegenstände. Man könnte auch sagen: Fiktive Gegenstände können auf realen Gegenständen *basieren*, reale Gegenstände zum Vorbild haben etc. Das London aus Conan Doyles Geschichten basiert gewiß auf dem realen London, aber es ist nicht identisch mit dem realen London; es ist ein fiktives Gegenstück zum realen London.<sup>3</sup>

Betrachten wir die Schwierigkeiten, die sich aus der Annahme realer Gegenstände in Fiktionen ergeben, etwas näher:

Einer von denen, die der Auffassung sind, daß reale Gegenstände in Fiktionen vorkommen können, ist Terence Parsons. Parsons unterscheidet *native objects* und *immigrant objects*.<sup>4</sup> *Native objects* einer Geschichte sind Gegenstände, die mit dieser bzw. durch diese Geschichte kreiert wurden. *Immigrant objects* können entweder reale Gegenstände (z. B. London) oder fiktive Gegenstände aus anderen Geschichten sein. Sherlock Holmes ist beispielsweise ein *native object* in den Geschichten von Conan Doyle, aber ein *immigrant object* in *The Seven-Per-Cent Solution* von Nicholas Meyer. (In dem zuletzt genannten Werk trifft Holmes mit einem anderen *immigrant object* zusammen, nämlich mit Sig-

---

<sup>2</sup>Siehe Kapitel II.: "Fiktionaler und nicht-fiktionaler Diskurs".

<sup>3</sup>Die Frage, ob in fiktionalen Geschichten reale Gegenstände vorkommen können oder nicht, wird in der Literatur ziemlich ausgiebig diskutiert. Beide möglichen Auffassungen werden vertreten, und es ist schwierig zu sagen, welche Partei die zahlenmäßig stärkere ist. Auch sind viele Autoren in dieser Frage schwankend. Da ich nicht alle, die zu dieser Diskussion beigetragen haben, hier einzeln diskutieren kann, eine kleine (unvollständige) Übersicht: Für die Annahme realer Gegenstände in Fiktionen argumentieren Castañeda in: *Fiction and Reality*; Elliott in: *The Aesthetic and the Semantic*; Howell in: *Fictional Objects*; Ryle in: *Imaginary Objects*; Searle in: *Der logische Status fiktionalen Diskurses*; Walton in: *Fearing Fictions*; Woods in: *The Logic of Fiction*. Einige Vertreter der Gegenpartei: Crittenden in: *Fictional Characters and Logical Completeness*; Devine in: *The Logic of Fiction*; Haller in: *Facta und Ficta*; Macdonald in: *The Language of Fiction*; Margolis in: *The Language of Art and Art Criticism*; Pleydell-Pearce in: *Sense, Reference and Fiction*; Ryan in: *Fiction, Non-Factuals, and the Principle of Minimal Departure*.

<sup>4</sup>Siehe *Nonexistent Objects*, S. 51f.

mund Freud.) Eine Konsequenz dieser Theorie scheint zu sein, daß fiktive Gegenstände in allen möglichen Relationen zu realen Gegenständen stehen können (und natürlich auch umgekehrt), beispielsweise auch in Wahrnehmungsrelationen. Parsons selbst ist unsicher in diesem Punkt, entschließt sich aber am Ende, diese Konsequenz nicht zu akzeptieren: Reale Gegenstände sollen grundsätzlich nicht in irgendwelchen Relationen zu fiktiven Gegenständen stehen können.<sup>5</sup> Aber durch diese Entscheidung handelt sich Parsons Probleme ein. Betrachten wir folgendes Beispiel:

(3) Holmes sah Gladstone.

Eigentlich sollten wir aus (3) schließen können:

(4) Gladstone wurde von Holmes gesehen.

(3) soll ein Satz sein, der aufgrund einer Geschichte wahr ist. (4) kann, gemäß Parsons Auffassung, nicht wahr sein, da ja reale Gegenstände grundsätzlich nicht in Wahrnehmungsrelationen zu fiktiven Gegenständen stehen können. Parsons löst das Problem so: Auch (3) ist falsch. Gleichwohl soll (3) *wahr in der Geschichte* sein.<sup>6</sup> Diese Lösung scheint darauf hinauszulaufen, daß wir *zwei Arten von Wahrheiten* zu unterscheiden haben, nämlich “aktual wahr” im Gegensatz zu “wahr in einer Geschichte”. Ich finde aber diese Unterscheidung nicht sehr glücklich. Wenn (3) wahr ist, dann ist (3) eine *aktuale* Wahrheit. (3) ist zu lesen als

(3)' Holmes enkodiert Gladstone-gesehen-zu-haben.

Ob (3)' wahr ist oder nicht, hängt freilich von der relevanten Geschichte ab. Aber das impliziert nicht, daß die Wahrheit von (3)' eine spezielle Art von Wahrheit ist, in dem Sinne, daß etwas, das in diesem Sinne wahr ist, im “aktualen” Sinne falsch sein könnte.<sup>7</sup>

Alle diese Probleme lassen sich ganz einfach vermeiden, wenn wir die Annahme aufgeben, daß Namen in fiktionalen Kontexten reale Gegenstände bezeichnen. Wenn ‘Gladstone’ in (3) nicht den realen englischen Politiker bezeichnet, sondern einen *fiktiven* Gladstone, dann entsteht überhaupt kein Problem. (3) bzw. (3)' und (4) sind dann *aktuale* Wahrheiten; und so, wie (3) als (3)' zu lesen ist, ist (4) dann zu lesen als

---

<sup>5</sup>Siehe ebd., S. 60. Parsons macht allerdings einige Ausnahmen: So können reale Gegenstände etwa in den Relationen des Bewunderns, des Nachdenkens-über und des Mehr-oder-weniger-berühmt-seins-als zu fiktiven Gegenständen stehen. Das Problem, inwieweit reale Gegenstände in irgendwelchen Relationen zu fiktiven Gegenständen stehen können, wird in einem der folgenden Abschnitte dieser Arbeit noch näher untersucht werden (siehe Abschnitt IVd.: “Intentionale Einstellungen zu fiktiven Gegenständen”).

<sup>6</sup>*Nonexistent Objects*, S. 60.

<sup>7</sup>Vgl. Woods, *The Logic of Fiction*, S. 33f. Auch Woods lehnt die Rede von “Wahrheit in einer Fiktion” ab.

(4)' Gladstone enkodiert Von-Holmes-gesehen-worden-zu-sein.

Zur Erinnerung: Nur fiktive Gegenstände können Eigenschaften *enkodieren*, reale Gegenstände können Eigenschaften nur *exemplifizieren*. Dieses Prinzip gehört zur Basis der Theorie. Daher ist es nur dann korrekt, (4) als (4)' zu lesen, wenn der Name 'Gladstone' in (4) einen *fiktiven* Gegenstand bezeichnet. Würde 'Gladstone' in (4) den realen Politiker bezeichnen, dann müßte (4) so gelesen werden:

(4)" Gladstone exemplifiziert Von-Holmes-gesehen-worden-zu-sein.

(4)" ist natürlich falsch.

Noch ein Problem:

(5) Holmes wohnt in dem Haus 221B Baker Street.

(6) Das Haus 221B Baker Street ist eine Brauerei.

(5) ist wahr aufgrund der relevanten Geschichte. Das Haus 221B Baker Street ist nach Parsons Theorie ein *immigrant object*. (6) ist nicht wahr aufgrund der relevanten Geschichte. Doch angenommen, in der realen Baker Street befindet sich unter der angegebenen Adresse tatsächlich eine Brauerei. Wenn, wie Parsons behauptet, der Ausdruck '221B Baker Street' in (5) tatsächlich das reale unter dieser Adresse auffindbare Gebäude bezeichnet, dann können wir aus (5) und (6) schließen:

(7) Sherlock Holmes wohnt in einer Brauerei<sup>8</sup>.

Auch diese Konsequenz möchte Parsons, begreiflicherweise, nicht akzeptieren. Seine Lösung besteht darin, die Gültigkeit dieses Schlusses zu bestreiten. Das geht so:

(8) Holmes hat die nukleare Eigenschaft In-dem-real-en-Gebäude-221B-Baker-Street-zu-wohnen.

(9) Es gibt ein reales Gebäude an der Adresse 221B Baker Street, und Holmes hat die Eigenschaft, darin zu wohnen.

(10) Das Gebäude an der Adresse 221B Baker Street ist eine Brauerei.

(8) ist wahr, weil Holmes die betreffende Eigenschaft in der relevanten Geschichte zugeschrieben wird. In (9) wird zum Ausdruck gebracht, daß Holmes' Wohnhaus ein *immigrant object* ist. Auch (9) ist wahr, ebenso wie (10). Aus (8), (9) und (10) können wir, gemäß Parsons Auffassung, schließen:

(11) Es gibt ein reales Gebäude an der Adresse 221B Baker Street; dieses Gebäude ist eine Brauerei, und Holmes hat die nukleare Eigenschaft, darin zu wohnen.

---

<sup>8</sup>Das Beispiel stammt von Parsons selbst. Siehe *Nonexistent Objects*, S. 185f.

Dagegen können wir, laut Parsons, aus den gegebenen Prämissen *nicht* schließen auf:

(12) Holmes hat die nukleare Eigenschaft In-einer-Brauerei-zu-wohnen.

Wir müssen (12) sogar zurückweisen, da Holmes in der relevanten Geschichte bekanntlich nicht die Eigenschaft In-einer-Brauerei-zu-wohnen zugeschrieben wird.<sup>9</sup>

Man sollte meinen, daß (12) von (11) impliziert wird; doch Parsons Lösung besteht offenbar darin, gerade das zu leugnen. Das ist eine schwer zu akzeptierende Konsequenz.

Wiederum gilt: Wir können auf derlei problematische Notlösungen leicht verzichten; wir brauchen nur die Annahme aufzugeben, daß sprachliche Ausdrücke in fiktionalen Kontexten reale Gegenstände bezeichnen. Nach der von mir präferierten Auffassung bezeichnet der Ausdruck 'das Haus 221B Baker Street' in dem Beispielsatz (5) nicht denselben Gegenstand wie in (6): In (5) wird ein fiktiver Gegenstand bezeichnet (Holmes' Wohnhaus), in (6) ein reales Gebäude an einer bestimmten Londoner Adresse. Daher ist es nicht möglich, aus (5) und (6) zu schließen auf

(7) Sherlock Holmes wohnt in einer Brauerei.

Auf diese Weise entsteht überhaupt kein Problem.

Parsons ist nicht von Anfang an völlig sicher hinsichtlich der Frage, ob in Fiktionen reale Gegenstände vorkommen können oder bloß "Surrogat-Gegenstände" (also beispielsweise das reale London und nicht nur ein fiktives "Surrogat-London"). Zu seiner Entscheidung bringt ihn ein Vergleich folgender "referentieller Situationen":

- (a) eine Lüge über Jimmy Carter erzählen;
- (b) eine sehr lange Lüge über Jimmy Carter erzählen (z. B. von der Länge eines Buches);
- (c) ein fiktionales Werk schreiben, in dem Carter vorkommt.

Parsons sieht keinen Unterschied in diesen "referentiellen Situationen".<sup>10</sup>

Nun, ich *sehe* einen Unterschied zwischen den referentiellen Situationen (a) und (b) einerseits und (c) andererseits. Denn bei (a) und (b) handelt es sich um *behauptende* Sprechakte. (Auch absichtlich unwahre Behauptungen sind Behauptungen.) (c) ist aber nicht-behauptend. Denn (c) ist ein Fall fiktionaler Rede; und die fiktionale Rede ist nicht-behauptend. Ebenso wird bei (a) und (b) auf Jimmy Carter referiert, nicht aber bei (c). Wer absichtlich eine Unwahrheit über eine Person erzählt, referiert natürlich auf diese Person. Wer eine Fiktion kreiert, referiert auf nichts und niemanden, denn die fiktionale Rede ist nicht-referentiell. Wer behauptet, in einer Geschichte werde auf einen realen Gegenstand referiert, der leugnet den fiktionalen Status der Geschichte.<sup>11</sup> Es ist also

---

<sup>9</sup>Siehe ebd.

<sup>10</sup>Siehe ebd., S. 57.

<sup>11</sup>Siehe Margolis, *The Language of Art and Art Criticism*, S. 156.

analytisch falsch, daß eine fiktionale Geschichte eine Geschichte über einen realen Gegenstand sein kann.<sup>12</sup>

Auch Edward N. Zalta neigt der Ansicht zu, daß reale Gegenstände Teile von Fiktionen sein können. Ihm verdanke ich das folgende Beispiel:

(13) Der Jungbrunnen befindet sich in Florida.<sup>13</sup>

(13) ist wahr aufgrund eines indianischen Mythos (im folgenden kurz "m"). Nach dem für Sätze über Fiktionen üblichen Schema wäre (13) so zu lesen:

(13)' Der Jungbrunnen und Florida enkodieren die Relation Sich-zu-befinden-in.

Doch (13) ist, gemäß Zaltas Auffassung, anders zu behandeln. Denn es ist in diesem Satz nicht ausschließlich von fiktiven Gegenständen die Rede; der Name 'Florida' in (13) soll einen realen Gegenstand bezeichnen. Ein realer Gegenstand kann aber nicht in der Relation des Enkodierens zu Eigenschaften und Relationen stehen; er kann Eigenschaften und Relationen nur *exemplifizieren*. Daher ist (13)' nicht adäquat als Lesart von (13).

Zalta schlägt folgende Alternative vor:

(13)" Gemäß m exemplifizieren derjenige Gegenstand, der gemäß m ein Brunnen ist, der ewige Jugend verschafft, und Florida die Relation Sich-zu-befinden-in.<sup>14</sup>

Aber diese Lesart wirft ein Problem auf. Man kann das vielleicht am besten auf die folgende Weise zeigen:

Zalta bedient sich in (13)" des Erzähl-Operators 'gemäß m'. Wie schon an anderer Stelle erläutert, läßt sich der Erzähl-Operator nach folgendem Schema eliminieren:

(S) (Gemäß einer Geschichte gilt: x exemplifiziert P)  $\equiv$  (x enkodiert P)<sup>15</sup>

Wendet man dieses Schema auf (13)" an, so lautet das Resultat:

(13)'" Derjenige Gegenstand, der die Eigenschaft Brunnen-zu-sein-und-ewige-Jugend-zu-verschaffen enkodiert, und Florida enkodieren die Relation Sich-zu-befinden-in.

Eigentlich ist (13)'" gemäß meiner Auffassung korrekt. Das Problem ist nur, daß (13)'" nicht mit Zaltas Ansicht übereinstimmt. Denn in (13)'" soll ja von einem *realen* Gegenstand gesagt werden, daß sich der Jungbrunnen in ihm befindet. Aber reale Gegenstände

---

<sup>12</sup>Siehe auch Kapitel II.: "Fiktionaler und nicht-fiktionaler Diskurs".

<sup>13</sup>Ich habe den Beispielsatz leicht verändert. Bei Zalta heißt es: "According to the myth, the fountain of youth is in Florida." Siehe *Abstract Objects*, S. 99.

<sup>14</sup>Vgl. ebd.

<sup>15</sup>Siehe Abschnitt IIIa.: "Basis der Theorie".

können keine Relationen enkodieren, auch nicht Relationen zu fiktiven Gegenständen. Doch gerade das wird in (13)''' ausgedrückt.

Diese Schwierigkeit verschwindet, wenn man die Annahme aufgibt, daß Namen in Fiktionen reale Gegenstände bezeichnen können. Wenn 'Florida' in (13) nicht einen realen Gegenstand bezeichnet, sondern ein fiktives Gegenstück eines realen Gegenstandes, dann ist es klar, daß Florida die Eigenschaft, die ihm in (13) zugeschrieben wird, *enkodiert*; und dabei kann man es bewenden lassen.

Ein etwas anderes Problem wirft der folgende Beispielsatz auf:

(14) Ponce de Leon sucht den Jungbrunnen.

(14) ist nämlich nicht ein Satz einer Geschichte, sondern eine historische Wahrheit: Ponce de Leon, der Entdecker Floridas, nahm den Mythos der Indianer für bare Münze und machte sich auf die Suche nach der Quelle mit den wunderbaren Heilkräften. Da Ponce de Leon also eine historische Persönlichkeit ist und nicht eine Figur eines Mythos, kann (14) *nicht* so gelesen werden:

(14)' Ponce de Leon enkodiert die Eigenschaft Den-Jungbrunnen-zu-suchen.

Zalta schlägt statt dessen folgendes vor:

(14)" Ponce de Leon exemplifiziert die Eigenschaft Denjenigen-Gegenstand-zu-suchen-der-gemäß-m-ein-Brunnen-ist-und-ewige-Jugend-verschafft.<sup>16</sup>

Auch hier läßt sich natürlich der Erzähl-Operator eliminieren; man erhält dann:

(14)''' Ponce de Leon exemplifiziert die Eigenschaft Denjenigen-Gegenstand-zu-suchen-der-die-Eigenschaft-Brunnen-zu-sein-und-ewige-Jugend-zu-verschaffen-enkodiert.

Aber (14)''' bringt, im Gegensatz zu (14), gewiß keine historische Wahrheit zum Ausdruck. Denn Ponce de Leon suchte einen Brunnen, der die Eigenschaft Ewige-Jugend-zu-verschaffen *exemplifiziert*, und nicht etwa einen Gegenstand, der diese Eigenschaft nur enkodiert, wie in (14)''' behauptet wird. Denn etwas, das Jungbrunnen-zu-sein nur enkodiert, verschafft seinem "Entdecker" nicht Gesundheit und Jugend; nur etwas, das Jungbrunnen-zu-sein exemplifiziert, könnte das. M. a. W.: Ponce de Leon suchte nicht einen fiktiven, sondern einen realen Jungbrunnen. Daher ist (14)" bzw. (14)''' keine adäquate Analyse von (14). Eine Lösung für dieses Problem kann m. E. überhaupt nicht in einer Theorie fiktiver Gegenstände zu finden sein. Es geht hier eher darum zu klären, was genau durch das Verb 'suchen' ausgedrückt wird: Ist suchen wirklich eine Relation, wie gewöhn-

---

<sup>16</sup>Vgl. *Abstract Objects*, S. 99.

lich angenommen wird? Dasselbe wäre zu fragen in Bezug auf Verben wie ‘verehren’, ‘anbeten’ usw. Z. B.:

(15) Die Griechen verehrten Zeus.

Wir finden, daß (15) wahr ist, obwohl wir nicht glauben, daß Zeus existiert oder existiert hat. Zu sagen, daß Zeus ein fiktiver Gegenstand ist, scheint in diesem Kontext jedenfalls nicht adäquat zu sein. Denn die Griechen verehrten gewiß keinen fiktiven Gegenstand, sondern einen realen Gott. Ich meine, daß die Lösung hier darin besteht, daß das Verb ‘verehren’ nicht in jedem Kontext eine Relation ausdrückt. Es mag in manchen Kontexten eine Relation ausdrücken, aber nicht in allen. In (15) wird m. E. etwa folgendes ausgedrückt: Die Griechen bauten Tempel, pflegten gewisse Riten und glaubten dabei, daß sie dadurch einem Gott namens Zeus wohlgefällig seien. “Zeus verehren” ist also nicht eine Relation, sondern ein Komplex von Handlungen plus gewisse Glaubenseinstellungen. Dasselbe gilt auch für “den Jungbrunnen suchen”.<sup>17</sup> Darum kann es wahr sein, daß die Griechen Zeus verehrten und daß Ponce de Leon den Jungbrunnen suchte, auch wenn Zeus und der Jungbrunnen niemals existiert haben. Das gehört eigentlich nicht mehr in eine Theorie fiktiver Gegenstände. Ich erwähne es nur, weil man manchmal in Versuchung gerät, leere Namen fälschlich als Namen fiktiver Gegenstände zu interpretieren und Theorien fiktiver Gegenstände auf Probleme anzuwenden, die in Wahrheit mit Fiktionen nichts zu tun haben. Freilich können in anderen Kontexten die Namen ‘Zeus’ und ‘der Jungbrunnen’ als Namen für fiktive Gegenstände fungieren, nämlich dann, wenn von Mythen die Rede ist und nicht von historischen Begebenheiten, wie in (14) und (15).

Das Folgende ist ein Spezialfall des Problems realer Gegenstände in Fiktionen: Ist der Erzähler einer in der Ich-Form geschriebenen Geschichte identisch mit dem Autor? Referiert ein Autor mit ‘ich’ auf sich selbst? Ist eine in der Ich-Form geschriebene fiktionale Geschichte eine Geschichte über den Autor?

Ich gehe davon aus, daß der Ich-Erzähler eine vollwertige Figur der Geschichte ist, daß er für die Geschichte konstitutiv ist, wie die übrigen Figuren auch, sogar dann, wenn er nur die Rolle eines völlig passiven Beobachters innehat, der selbst überhaupt nicht ins Geschehen eingreift. Wir können also von einer Erzähler-Figur sprechen. Gibt es nur in Geschichten, die in der Ich-Form geschrieben sind, Erzähler-Figuren oder überhaupt in jeder Geschichte? Ich lasse diese Frage jetzt offen und beschränke mich auf den Sonderfall

---

<sup>17</sup>Es scheint sogar Fälle zu geben, in denen wir mit Recht sagen, jemand suche etwas, wenn der Suchende nicht einmal davon überzeugt ist, daß das Gesuchte existiert. Jemand kann z. B. wahrheitsgemäß sagen, er suche einen Ferienort am Mittelmeer, der im August nicht überlaufen ist. Das impliziert aber keineswegs die Überzeugung, daß es einen solchen Ort tatsächlich gibt.

des Ich-Erzählers. Ist nun der Ich-Erzähler einer *fiktionalen* Geschichte identisch mit dem Autor? Dies scheint mir aus logischen Gründen nicht möglich zu sein, und zwar aus denselben logischen Gründen, die dafür verantwortlich sind, daß das Vorkommen realer Gegenstände in Fiktionen im Allgemeinen nicht möglich ist. In fiktionaler Rede referieren Autoren auf nichts und niemanden, also auch nicht auf sich selbst. Außerdem haben Ich-Erzähler in fiktionalen Geschichten in den meisten Fällen völlig andere Eigenschaften als die Autoren dieser Geschichten. Ein Ich-Erzähler ist ein fiktiver Gegenstand, eine Figur der Geschichte. Möglicherweise (aber nicht notwendigerweise) ist der Ich-Erzähler ein fiktives Gegenstück des Autors. Keinesfalls ist die Figur des Ich-Erzählers mit dem Autor identisch.

Mit Wolterstorffs Worten: Eine Ich-Figur ist ein *Personen-Typus*, ein Autor ist eine *Person*.<sup>18</sup> Es versteht sich von selbst, daß ein Personen-Typus (also ein abstrakter Gegenstand) niemals mit einer Person identisch sein kann.

Alle bisherigen Argumente waren im Kern darauf ausgerichtet, die folgende These plausibel zu machen: Es ist unmöglich, eine *fiktionale Geschichte über einen realen Gegenstand* zu erfinden.

Es gibt einige Arten von Fiktionen, in Bezug auf die diese These intuitiv schwerer zu akzeptieren ist als in Bezug auf andere. Ich denke hier insbesondere an Sagen und Legenden, aber auch an Fabeln, Satiren und historische Romane. Gerade diese Arten von Fiktionen - Legenden, Sagen usw. - scheinen dadurch charakterisiert zu sein, daß sie *Fiktionen über reale Gegenstände* sind. Sagen wir doch Dinge wie: 'Um die Person XY ranken sich zahlreiche Legenden.' Oder: 'Über die Entdeckung der Heilquelle von ... erzählt man sich folgende Sage...'

Diese Daten sind ernst zu nehmen. Eine adäquate Theorie der Fiktion sollte das Phänomen der Legenden-und Sagenbildung um historische Personen und Ereignisse erklären können.

Das Charakteristikum dieser Arten von Fiktionen scheint zu sein, daß sie eine besondere Art des Realitätsbezugs aufweisen, eine Art historisch-kausalen Realitätsbezug. Mehrere Schwierigkeiten nicht-philosophischer Natur erschweren die Klärung der Art und Weise, *wie* diese Fiktionen auf die Realität bezogen sind. Zum einen: Die Entstehung von Sagen und Legenden liegt im allgemeinen so lange zurück und ist so schlecht (bzw. gar nicht) dokumentiert, daß der Entstehungsprozeß wahrscheinlich sehr schwer oder gar nicht rekonstruiert werden kann. Zum anderen: Wir wissen immerhin, daß es sehr verschiedene Arten von Sagen und Legenden gibt. Da gibt es Geschichten, die tatsächlich auf eine oder

---

<sup>18</sup>Siehe *Works and Worlds of Art*, S. 168.

mehrere historische *Personen* zurückgehen, und andere, in denen alle Personen frei erfunden sind und in denen lediglich auf ein reales *Ereignis* (z. B. ein Erdbeben) oder einen realen *Ort* (z. B. einen Berg) Bezug genommen wird. Doch glaube ich, daß man grundsätzlich zwei Fälle unterscheiden kann, zwei Arten der Entstehung von Sagen und Legenden:

(a) Am Anfang steht eine Geschichte G über einen realen Gegenstand x. G ist ursprünglich als *Tatsachenbericht* über x intendiert. Im Laufe der Zeit wird die Geschichte immer mehr ausgeschmückt; irgendwann hören die Leute auf, G für bare Münze zu nehmen. G wird nicht mehr als Tatsachenbericht erzählt, sondern als Fiktion, als Sage oder Legende.

(b) Die Geschichte G ist von Anfang an nicht als Tatsachenbericht über x intendiert, sondern als Fiktion.

Den Fall (b) kann man sehr gut mit der Gegenstück-Theorie erklären. Der Fall (a) ist etwas komplizierter: Ursprünglich ist G sicher eine Erzählung *über* x - aber nur bis zu dem Zeitpunkt, an dem die Leute aufhören, G als historischen Bericht zu erzählen. Ab diesem Zeitpunkt ist G eine fiktionale Geschichte, in welcher der Name 'x' nicht mehr einen realen Gegenstand bezeichnet. Die Person/das Ereignis x in dieser Geschichte ist (bestenfalls) ein Gegenstück zu einem realen Gegenstand.

In einem schwachen, indirekten Sinn können wir freilich auch in diesem Fall noch sagen, daß G eine Geschichte *über den realen Gegenstand* x ist, nämlich in dem einzigen Sinne, in dem eine fiktionale Geschichte eine Geschichte *über* einen realen Gegenstand sein kann: Die fiktive Figur der Geschichte *basiert auf einer realen Figur*. Es ist kein Fehler zu sagen, daß etwas eine Fiktion über einen realen Gegenstand ist, so lange man sich dessen bewußt ist, daß keine der Figuren der Fiktion *identisch ist* mit irgendeinem realen Gegenstand.

Noch eine weitere Klasse von Fiktionen sollte hier erwähnt werden: die *Tagträume*.

Wegen ihrer Privatheit mag es vielleicht zunächst so scheinen, als gehörten die Tagträume nicht hierher. Aber warum sollte man nicht, neben den öffentlichen, auch *private Fiktionen* zulassen? Denn was eine Fiktion zur Fiktion macht ist ja nichts anderes als die Art ihrer Entstehung: Eine Fiktion ist das, was Produkt einer Imagination ist.<sup>19</sup> Tagträumen ist eine Art imaginativer Tätigkeit. Einen Tagtraum kann man erzählen oder aufschreiben und veröffentlichen - oder auch nicht. Es macht keinen Unterschied hinsichtlich des Status der Fiktionalität. Ein Tagtraum, den man für sich behält, ist eben eine *private* Fiktion.

Nehmen wir beispielsweise an, ich kreierte mir eine private Fiktion, in der ich, sagen wir, eine hervorragende Schiläuferin bin (was von der Wirklichkeit weit entfernt ist). Was

---

<sup>19</sup>Siehe Kapitel II.: "Fiktionaler und nicht-fiktionaler Diskurs".

passiert da? So tagträumend stelle ich mir doch *mich* vor als jemanden, der so-und-so ist (wissend, daß ich nicht so-und-so bin). Das macht ja gerade den besonderen Reiz dieser Art von Tagträumen aus: daß ich mir ausmalen kann, daß ich etwas bin, das ich in Wirklichkeit nicht bin. Man könnte es auch so ausdrücken: *Ich imaginiere mich als etwas anderes*. In diesem Fall bin ich aber selbst der Gegenstand meines Imaginierens.

Es scheint also, daß es, in einem Sinn jedenfalls, möglich ist, sich selbst zu imaginieren als etwas, das man nicht ist. Aber wenn man das für sich selbst zugibt, warum dann nicht gleich für alle realen Gegenstände? Kann ich nicht, wie Ryle meint, imaginieren, daß Sokrates ein Feigling war?<sup>20</sup> (Ohne zu *glauben*, daß Sokrates ein Feigling war natürlich.) Und ist das nicht dasselbe wie: *Sokrates als Feigling zu imaginieren*? Kann ich mir nicht vorstellen, daß sich in London die Ereignisse, die in den Geschichten von Conan Doyle erzählt werden, tatsächlich zugetragen haben? Und kann man das nicht auch so beschreiben: Ich stelle mir London vor als eine Stadt, in der sich das-und-das zugetragen hat. (Das impliziert natürlich nicht, daß ich *glaube*, daß sich in London das-und-das tatsächlich zugetragen hat.)

Wenn ich Sokrates als Feigling imaginiere, dann imaginiere ich aber den *realen* Sokrates - und nicht ein fiktives Gegenstück von ihm. Ich imaginiere *eine reale Person* (von der ich nicht glaube, daß sie feige ist.) Ebenso: Wenn ich London als den Schauplatz der Abenteuer von Holmes und Watson imaginiere, dann imaginiere ich *das reale London*.

Offenbar ist es also möglich, reale Gegenstände zu imaginieren als etwas, das sie in Wirklichkeit nicht sind. Daraus ließe sich ein Einwand gegen die Gegenstück-Theorie realer Gegenstände in Fiktionen konstruieren, nämlich etwa so: Wenn ich eine Fiktion (beispielsweise einen Tagtraum) kreierte, indem ich einen realen Gegenstand imaginiere, dann ist doch der reale Gegenstand ein Gegenstand der Fiktion, und nicht bloß ein Gegenstück von diesem. Also gibt es doch reale Gegenstände in Fiktionen.

Dieser Einwand ist ernstzunehmen. Denn es ist schwer zu leugnen, daß ich mir beim Tagträumen mich selbst vorstelle als das-und-das. Trotzdem erscheint es mir immer noch unmöglich, daß ein realer Gegenstand mit einem Gegenstand in einer Fiktion identisch ist. Es ist nicht möglich, daß ich mit der Heldin meines Tagtraums identisch bin. Wäre ich es, dann würde ich, ein realer Gegenstand, einander ausschließende Eigenschaften exemplifizieren: Nicht-schifahren-zu-können und Sehr-gut-schifahren-zu-können. Dasselbe gilt natürlich auch für Sokrates und London. Es scheint also ein Konflikt zu bestehen zwischen zwei gleich starken Intuitionen:

1. Man kann reale Gegenstände imaginieren.
2. Reale Gegenstände in Fiktionen kann es nicht geben.

---

<sup>20</sup>Siehe Imaginary Objects, S. 34.

Doch ich meine, daß der Konflikt nur ein scheinbarer ist: Man muß einfach unterscheiden zwischen dem *Prozeß des Imaginierens* und dem *Resultat* dieses Prozesses, der Fiktion selbst. Wenn ich einen realen Gegenstand imaginiere, dann denke ich natürlich an diesen Gegenstand: Ich stelle ihn mir als etwas vor, das er nicht ist. Aber als Resultat der imaginativen Tätigkeit entsteht etwas, das vorher nicht da war: eine Fiktion (also ein mehr oder weniger komplexes abstraktes Individuum); und die Gegenstände dieser Fiktion sind allesamt *fiktive* Gegenstände. Eine Fiktion mag dadurch entstehen, daß ein realer Gegenstand imaginiert wird. (Manche Fiktionen entstehen so, aber wahrscheinlich nicht alle.) Aber die Gegenstände der Fiktion sind selbst nicht real; sie sind allenfalls Gegenstücke realer Gegenstände.

Ich kann also zugeben, daß es möglich ist, reale Gegenstände zu imaginieren; und gleichzeitig kann ich dabei bleiben, daß in Fiktionen keine realen Gegenstände vorkommen können, sondern nur fiktive Gegenstücke derselben.

Ich habe mich bei der Diskussion des Problems realer Gegenstände in Fiktionen einige Male eines Prinzips bedient, das im vorangegangenen Kapitel eingeführt wurde. Es lautet:

Nur fiktive Gegenstände können Eigenschaften *enkodieren*; reale Gegenstände können Eigenschaften nur *exemplifizieren*.

Es sollte nicht unerwähnt bleiben, daß eine andere Lösung des Problems realer Gegenstände in Fiktionen darin besteht, gerade dieses Prinzip aufzugeben. Wir können dann sagen: Ein realer Gegenstand *x*, der in einer Geschichte *G* vorkommt, enkodiert genau diejenigen Eigenschaften, die er gemäß *G* exemplifiziert. Auf diese Weise ist es möglich anzunehmen, daß reale Gegenstände in Fiktionen vorkommen, ohne darauf festgelegt zu sein, daß reale Gegenstände einander widersprechende Eigenschaften exemplifizieren können.<sup>21</sup>

Ein möglicher Einwand gegen diese Lösung wäre: Ein realer Gegenstand kann auch in verschiedenen Fiktionen vorkommen, in denen ihm verschiedene und auch einander widersprechende Eigenschaften zugeschrieben werden. In diesem Fall müßten wir sagen, daß der reale Gegenstand einander widersprechende Eigenschaften enkodiert, ohne aber die Eigenschaft Widersprüchlich-zu-sein zu enkodieren, da es ja keine Geschichte gibt, in der er einander widersprechende Eigenschaften enkodiert. Das scheint etwas merkwürdig zu sein. Ein vernichtender Einwand ist es freilich nicht. Ich ziehe trotzdem meine ursprüngliche Lösung vor und halte fest an dem Prinzip, daß nur fiktive Gegenstände Eigenschaften enkodieren können.

---

<sup>21</sup>Es scheint, daß Castañeda eine solche Lösung präferiert. Vgl. *Fiction and Reality*, S. 35 (C9 und C10).

Und doch kann man, in einem Sinn jedenfalls, sagen, daß Autoren fiktionaler Texte (ernst gemeinte) Behauptungen über reale Gegenstände machen können. Sie können das in *indirekter* Weise tun. D. h.: Es werden nicht *in* der Fiktion Behauptungen über reale Gegenstände gemacht, sondern *durch* die Fiktion. Eine fiktionale Geschichte zu erzählen ist ein (indirekter) Weg, eine ernst gemeinte Überzeugung die Wirklichkeit betreffend mitzuteilen. Man denke etwa an Fabeln:

“Wenn wir einen allgemeinen moralischen Satz auf einen besondern Fall zurückführen, diesem besondern Falle die Wirklichkeit erteilen und eine Geschichte daraus dichten, in welcher man den allgemeinen Satz anschauend erkennt: so heißt diese Erdichtung eine Fabel.”<sup>22</sup>

Das Tun eines Schriftstellers, der auf dem Umweg über eine Fiktion etwas ernst Gemeintes mitteilen möchte, läßt sich rekonstruieren als das Ausführen *zweier parallel stattfindender Handlungen*:

1. Der Autor erfindet eine fiktionale Geschichte.
2. Der Autor teilt eine Überzeugung mit, stellt eine These auf etc.

Diese zwei Handlungen stehen zueinander in der folgenden Beziehung: Die zweite Handlung wird ausgeführt, *indem* die erste Handlung ausgeführt wird.<sup>23</sup>

Fiktionale Geschichten, die in der Absicht geschrieben sind, etwas mitzuteilen, das selbst nicht Teil der Geschichte ist, lassen zwei Lesarten zu: Wir können sie einfach als fiktionale Geschichten lesen, mit der entsprechenden Einstellung. D. h.: Wir fragen nicht nach Wahrheit und Falschheit, und wir suchen nicht in der Welt nach Referenten für in der Geschichte vorkommende Namen. Wenn uns aber in erster Linie die in der Geschichte versteckte Botschaft des Autors interessiert, und nicht so sehr die Geschichte selbst, dann werden wir den Text mit einer anderen Einstellung lesen: Wir werden wahrscheinlich bezüglich des Wahrheitswertes der (indirekt gemachten) Behauptungen des Autors eine Meinung haben, seine in eine Geschichte verpackten Ansichten teilen oder sie ablehnen; eventuell werden wir uns auch fragen, ob der Autor über die-und-die reale Person/das-und-das reale Ereignis etc. spricht. M. a. W.: Wir lesen den Text nicht mehr als *fiktionalen* Text. Fabeln und Gleichnisse, als Geschichten gelesen, haben keinen Wahrheitswert; aber “die Moral von einer Geschichte” ist natürlich wahr oder falsch.<sup>24</sup>

Autoren können ihre Leser mehr oder weniger explizit einladen, nicht auf der Ebene der fiktionalen Lesart stehenzubleiben. Dazu können sie beispielsweise Namen realer Per-

---

<sup>22</sup>Lessing, *Abhandlungen über die Fabel*, S. 104.

<sup>23</sup>Siehe dazu vor allem Wolterstorff, *Works and Worlds of Art*, S. 198-231, aber auch: Margolis, *The Language of Art and Art Criticism*, S. 155-59, sowie: Devine, *The Logic of Fiction*.

<sup>24</sup>Vgl. Margolis, *The Language of Art and Art Criticism*, S. 156f.

sonen/Ereignisse etc. verwenden. Aber es gibt natürlich auch andere Verfahren, dem Leser klarzumachen, daß in der fiktionalen Geschichte eine “Botschaft” versteckt ist.

Kurz: Die fiktionale Rede ist nicht-behauptend und nicht-referentiell. Aber: Autoren können *durch* die fiktionale Rede etwas behaupten und auf etwas referieren.

## b. Identität und Individuierung

### I. Identität

- (I<sub>1</sub>) Wenn x ein fiktiver Gegenstand ist und y ein fiktiver Gegenstand ist, dann ist x identisch mit y genau dann, wenn für jede Eigenschaft P gilt: x enkodiert P genau dann, wenn auch y P enkodiert.

Fiktive Gegenstände sind also dann identisch, wenn sie dieselben Eigenschaften enkodieren.<sup>1</sup>

Diese Definition spiegelt eine Auffassung wieder, die von Kit Fine "Internalismus" genannt wird. Man könnte die internalistische Position auch so formulieren: Ein fiktiver Gegenstand wird individuiert durch diejenigen Eigenschaften, die er gemäß einer Geschichte hat (und *nur* durch diese).<sup>2</sup> Die Eigenschaften, die ein Gegenstand gemäß einer Geschichte hat, sind (in der von mir bevorzugten Redeweise) diejenigen Eigenschaften, die der Gegenstand enkodiert.

Eine Konsequenz dieser Definition ist, daß fiktive Gegenstände alle Eigenschaften, die sie enkodieren, mit Notwendigkeit enkodieren. M. a. W.: Es ist unmöglich, daß ein fiktiver Gegenstand andere Eigenschaften enkodiert, als die, die er aktual enkodiert. Hätte Conan Doyle seine Geschichten etwas anders geschrieben als er sie tatsächlich geschrieben hat, dann hätte er nicht den Holmes kreiert, den wir kennen, sondern eine *andere* Figur. Natürlich hätte Conan Doyle einen *anderen Holmes* kreieren können; aber er hätte nicht *diesen* Holmes *anders* kreieren können, als er ihn tatsächlich kreiert hat. Das folgt aus der internalistischen Definition der Identität fiktiver Gegenstände. Wenn wir diese Konsequenz nicht akzeptieren wollen, dann stehen wir vor der Aufgabe, angeben zu müssen, *wie sehr* anders Doyle Holmes kreieren hätte können, ohne daß er eine andere Figur kreiert hätte. *Wie viele* Eigenschaften dürfen wir austauschen, so daß Holmes noch Holmes ist? Gewiß wollen wir nicht zugeben, daß Holmes auch mit Hamlet identisch sein könnte. Aber wo sollen wir die Grenze ziehen? In Anbetracht dieser Schwierigkeiten scheint es

---

<sup>1</sup>Diese Definition entspricht Zaltas Definition der Identität für abstrakte Gegenstände. Vgl. *Abstract Objects*, S. 13. Ich erwähne hier, der Einfachheit halber, nur *Eigenschaften*. Was für Eigenschaften gilt, soll aber natürlich auch für *Relationen* gelten. Genau müßte es daher heißen: Fiktive Gegenstände sind identisch genau dann, wenn sie genau dieselben Eigenschaften und Relationen enkodieren.

<sup>2</sup>Vgl. Fine, *The Problem of Non-Existents*, S. 97: "According to internalism, a non-existent may be individuated purely in terms of its internal properties, in terms of those properties which it has within the contexts in which it appears." Fine spricht also nicht ausdrücklich von fiktiven Gegenständen, sondern allgemein von "non-existents", und ich nehme an, daß er den Begriff des Kontexts hier nicht auf den Bereich der Fiktionen im engeren Sinn eingeschränkt verstanden haben möchte.

vernünftig anzunehmen, daß ein fiktiver Gegenstand *alle* Eigenschaften, die er enkodiert, notwendigerweise enkodiert.

Ich möchte hier zwei Arten von "Identitätsproblemen" unterscheiden:

1. Das Problem der Identität von Figuren innerhalb *einer* Geschichte;
2. das Problem der Identität von Figuren in *verschiedenen* Geschichten.

Das erste Problem könnte man etwa so formulieren:

Was macht es, daß Holmes im ersten Kapitel identisch ist mit Holmes im zweiten Kapitel? Oder: Woher wissen wir, daß der Mann mit der schwarzen Maske, der auf Seite 12 auftaucht, identisch ist mit dem Mann mit der schwarzen Maske von Seite 75?

Es scheint mir: Was es ausmacht, daß eine Figur, die dort-und-dort in einer Geschichte auftaucht, identisch ist mit einer Figur, die an einer anderen Stelle derselben Geschichte auftaucht, sind die entsprechenden *Intentionen des Autors* - und nichts weiter. Für gewöhnlich haben wir keine Probleme, die Figuren einer Geschichte zu individuieren. Autoren verfügen über gut eingeführte sprachliche Mittel, um klarzumachen, welche Figuren in der Geschichte vorkommen. Wenn wir lesen 'Mr. Jones looked at his cat.', dann werden wir höchstwahrscheinlich mit Recht annehmen, daß wir es mit *zwei* Gegenständen zu tun haben. Falls sich Mr. Jones im Laufe der Geschichte in eine Katze verwandelt, wird uns der Autor davon irgendwie in Kenntnis setzen, z. B. durch die Äußerung 'Mr. Jones woke up one morning to find he had become a cat.'<sup>3</sup> Manchmal mag es vorkommen, daß wir als Leser uns irren. Dann haben wir einen Fehler bei der Interpretation des Textes gemacht. Manchmal führen Autoren ihre Leser absichtlich in die Irre. Manchmal lassen sie absichtlich offen, ob eine Figur mit einer anderen Figur der Geschichte identisch ist oder nicht. In solchen Fällen sind wir frei, den Text auf mehrere verschiedene Weisen zu interpretieren; und keine dieser miteinander unverträglichen Interpretationen kann dann als falsch zurückgewiesen werden. Was ich zu diesem Problem zu sagen habe, ist vielleicht nicht sehr viel. Aber gibt es dazu mehr zu sagen?

Interessanter erscheint mir da schon das Problem der Identität von Figuren in *verschiedenen* Geschichten. Kann eine Figur aus einer Geschichte identisch sein mit einer Figur aus einer anderen Geschichte? Man kann hier mehrere interessante Fälle unterscheiden:

---

<sup>3</sup>Siehe Crittenden, *Fictional Existence*, S. 321.

(a) *Das Don Juan-Problem*

- (1) What Don Juan is fond of nowadays is not something he was fond of in the 18th century.<sup>4</sup>

(1) scheint ein völlig sinnvolles Urteil zu sein, das auch wahr sein kann.

In (1) ist offenbar impliziert, daß in irgendeinem Sinn ein moderner Don Juan mit einem Don Juan des achtzehnten Jahrhunderts identisch ist. Andernfalls wäre ein solcher Vergleich gar nicht möglich. Gleichzeitig wird aber zum Ausdruck gebracht, daß der moderne Don Juan andere Eigenschaften enkodiert wie der Don Juan des achtzehnten Jahrhunderts. Doch gemäß der Definition der Identität für fiktive Gegenstände ist es unmöglich, daß zwei fiktive Gegenstände, die verschiedene Eigenschaften enkodieren, miteinander identisch sein können.

Noch ein Beispiel:

- (2) Marguerite Gautier has changed: she has less personal integrity and depth in Dumas's *La Dame aux Camélias* than SHE has as Violetta in Verdi's *La Traviata*.<sup>5</sup>

Wie schon in (1) wird auch hier durch Verwendung des Personalpronomens im zweiten Teil des Satzes eine Identität zum Ausdruck gebracht, hier die Identität von Dumas' Marguerite Gautier und Verdis Violetta. Doch wie kann das möglich sein, wo doch, wie ja ausdrücklich betont wird, die beiden Figuren in ihren Geschichten ganz verschiedene Eigenschaften haben?

Dies ist das Problem der Identität über Geschichten hinweg. Man könnte es freilich leicht vom Tisch wischen, indem man Sätze wie (1) und (2) schlicht für falsch erklärte. Aber das hieße, das Datum zu ignorieren, daß manche Figuren in verschiedenen Geschichten vorkommen. Man denke etwa an Faust: Macht es etwa keinen guten Sinn zu sagen, daß es viele Faust-Geschichten gibt, d. h. viele Geschichten, in denen die Faust-Figur vorkommt?

Für dieses Problem gibt es eine elegante Lösung von Nicholas Wolterstorff. Sie beruht auf einem Modell, das ich das "Schalenmodell" fiktiver Gegenstände nennen möchte. Das ist die Grundidee: Eine *Figur* (also ein fiktiver Gegenstand) ist eine *Komponente* einer *Werk-Welt*, genauer: eine Figur ist eine *maximale* Komponente einer Werk-Welt. Was ist eine maximale Komponente? Ein Beispiel:

---

<sup>4</sup>Der Beispielsatz stammt von Wolfgang Künne. Siehe Perception, Fiction, and Elliptical Speech, S. 266.

<sup>5</sup>Dieses Beispiel übernehme ich von Hector-Neri Castañeda. Siehe Fiction, Perception, and Forms of Predication, S. 270.

K<sub>1</sub>: leichte Kutsche

K<sub>2</sub>: leichte Kutsche auf Federn

K<sub>3</sub>: hübsche leichte Kutsche auf Federn

K<sub>3</sub> sei Komponente einer Werk-Welt WW. Wenn K<sub>3</sub> eine Komponente von WW ist, dann ist auch K<sub>2</sub> eine Komponente von WW; und wenn K<sub>2</sub> eine Komponente von WW ist, dann auch K<sub>1</sub>. Von K<sub>1</sub> bis K<sub>3</sub> bewegen wir uns in Richtung Maximalität. K<sub>1</sub> und K<sub>2</sub> sind keine maximalen Komponenten in WW. Falls der Gegenstand, der in WW vorkommt, eine hübsche leichte Kutsche auf Federn ist, ist K<sub>3</sub> eine maximale Komponente in WW. Falls der Gegenstand, der in WW vorkommt, aber eine hübsche *gelbe* leichte Kutsche auf Federn ist, dann ist K<sub>3</sub> keine maximale Komponente in WW, dafür aber

K<sub>4</sub>: hübsche gelbe leichte Kutsche auf Federn. <sup>6</sup>

Man könnte auch von einer *logischen Teil-Ganzes-Beziehung* sprechen: K<sub>1</sub> ist ein logischer Teil von K<sub>2</sub>; K<sub>2</sub> ist ein logischer Teil von K<sub>3</sub> usw.

Das Schalenmodell kann in der folgenden Weise zur Lösung des Faust-Problems Anwendung finden:

Wir können unterscheiden zwischen der Faust-Figur und der “Faust-in-Goethes-*Faust*-Figur”. Die Faust-Figur ist eine Komponente in Goethes *Faust*, aber keine maximale Komponente. Die maximale Komponente in Goethes *Faust* ist die Faust-in-Goethes-*Faust*-Figur. So wie in dem Kutschen-Beispiel die maximale Komponente K<sub>4</sub> alle Eigenschaften enkodiert, die die Komponenten K<sub>1</sub> bis K<sub>3</sub> enkodieren, jedoch nicht umgekehrt, so enkodiert auch die Faust-in-Goethes-*Faust*-Figur alle Eigenschaften, die die Faust-Figur enkodiert, aber die Faust-Figur enkodiert nicht alle Eigenschaften, die die Faust-in-Goethes-*Faust*-Figur enkodiert. Dies läßt sich auch so ausdrücken: Die Faust-Figur ist ein logischer Teil der Faust-in-Goethes-*Faust*-Figur bzw.: Die Faust-in-Goethes-*Faust*-Figur *inkludiert* die Faust-Figur.<sup>7</sup>

Die Faust-Figur ist eine Komponente nicht nur in Goethes *Faust*, sondern auch in Marlowes *Historical History of Doctor Faustus*. Die Faust-in-Goethes-*Faust*-Figur (ich nenne sie ab jetzt kurz “Goethes Faust”) ist natürlich keine Komponente in Marlowes Werk-Welt. Es gibt dort eine andere maximale Komponente, die die Faust-Figur inkludiert; man könnte sie kurz “Marlowes Faust” nennen. Um nun auf das Problem der Identität über Geschichten hinweg zurückzukommen: Die Faust-Figur in Goethes *Faust* ist identisch mit der Faust-Figur in Marlowes *Dr. Faustus*. Aber Goethes Faust ist nicht identisch mit Marlowes Faust. Diese Erklärung ist im Einklang mit der internalistischen Definition der Identität für fiktive Gegenstände: Die Faust-Figur enkodiert eine Reihe von Eigenschaften, die

---

<sup>6</sup>Siehe Wolterstorff, *Works and Worlds of Art*, S. 145.

<sup>7</sup>Vgl. ebd., S. 148f.

jede Faust-in-irgendeiner-Werk-Welt-Figur enkodiert; die Faust-Figur in Goethes *Faust* enkodiert dieselben Eigenschaften wie die Faust-Figur in Marlowes *Dr. Faustus*. Aber Goethes Faust enkodiert nicht dieselben Eigenschaften wie Marlowes Faust. Es gibt also tatsächlich in jeder Faust-Geschichte eine Figur, die immer dieselbe ist: die Faust-Figur. Die maximalen Komponenten dieser Figur in den einzelnen Faust-Geschichten kann man als Erweiterungen der Faust-Figur auffassen. Die Erweiterungen dieser Figur in verschiedenen Geschichten sind aber nicht identisch.

So, wie es eine Faust-Figur gibt, gibt es auch eine Don Juan-Figur, eine Hamlet-Figur, eine Dracula-Figur usf. Grundsätzlich könnte man aus jedem fiktiven Gegenstand so eine Kern-Figur herausschälen (sofern sie komplex genug ist), die auf verschiedene Weisen erweitert werden kann.

#### *(b) Das Serien- und Fortsetzungsproblem*

Manche Geschichten haben Fortsetzungen. Manche Figuren sind nicht nur Helden *einer* Geschichte, sondern Helden einer ganzen *Serie* von Geschichten. Oder handelt es sich um jeweils *verschiedene* Figuren? Ist die "Sherlock Holmes" genannte Figur aus *Der Mann mit der schiefen Lippe* identisch mit der gleichnamigen Figur aus *Das gesprenkelte Band* oder sind es zwei Figuren? Sollen wir die "Holmes-in-Der-Mann-mit-der-schiefen-Lippe-Figur" unterscheiden von der "Holmes-in-Das-gesprenkelte-Band-Figur", so wie wir Goethes Faust von Marlowes Faust unterscheiden? Welche Eigenschaften enkodiert denn Holmes eigentlich? Diejenigen, die ihm in *einer* Geschichte zugeschrieben werden, oder diejenigen, die ihm in *allen* Geschichten zugeschrieben werden? Fiktive Gegenstände enkodieren diejenigen Eigenschaften, die ihnen in der relevanten Geschichte zugeschrieben werden. Aber was ist die relevante Geschichte im Falle von Holmes? Haben wir eine Vielzahl kleiner relevanter Geschichten (und daher eine Vielzahl verschiedener Holmes-Figuren), oder inkludiert die relevante Geschichte alle einzelnen Geschichten als Teile?

*Beide* Antworten sind zulässig. Wir können in der Tat die Holmes-Figur der ganzen Serie von Holmes-Geschichten unterscheiden von der Holmes-Figur *einer* Geschichte. Es ist klar, daß diese beiden Figuren verschiedene Eigenschaften enkodieren: Die Holmes-Figur der ganzen Serie enkodiert alle Eigenschaften, die die Figur einer einzelnen Geschichte enkodiert - aber nicht umgekehrt. Daher können sie nicht identisch sein. Ebenso können wir die Holmes Figur aus *Der Mann mit der schiefen Lippe* unterscheiden von der gleichnamigen Figur aus *Das gesprenkelte Band*. Diese Figuren enkodieren verschiedene Eigenschaften und sind daher nicht identisch. Wir können sogar noch weitergehen und die Holmes-Figur aus dem ersten Kapitel einer Geschichte unterscheiden von der Holmes-

Figur aus dem zweiten Kapitel derselben Geschichte. Es muß auch hier gelten, daß diese Figuren verschiedene Eigenschaften enkodieren (außer in dem Grenzfall, in dem die beiden Kapitel völlig gleich sind, von dem ich hier aber absehe). Und so könnten wir im Prinzip das, was wir im alltäglichen Diskurs eine "Geschichte" nennen, aufdröseln in beliebig kleine "Teilgeschichten"; und jede solche Teilgeschichte wird konstituiert durch Gegenstände, die von den Gegenständen anderer Teilgeschichten zu unterscheiden sind. Aber wir können auch eine Serie von Geschichten *als Ganzes* betrachten, als *eine* Geschichte. In diesem Fall unterscheiden wir nicht die Figur einer Teilgeschichte von der Figur einer anderen Teilgeschichte oder die Figur aus Kapitel 1 von der Figur aus Kapitel 5 usw. Wir haben es nur mit *einer* Figur zu tun. Wenn wir die Holmes-Geschichten als *eine* Geschichte betrachten, dann gilt: die Holmes-Figur aus *Der Mann mit der schiefen Lippe* ist identisch mit der Holmes-Figur aus *Das gesprenkelte Band*. Jetzt sind ja *Der Mann mit der schiefen Lippe* und *Das gesprenkelte Band* nicht verschiedene Geschichten, sondern Teile einer Geschichte. Die Holmes-Figur dieser Geschichte enkodiert alle Eigenschaften, die sie in der Gesamtheit der Teilgeschichten enkodiert.

Eine Serie ist eigentlich nichts anderes als ein Kollektiv von Teilgeschichten  $g_1 - g_n$ . Ein Serienheld  $f$  (kurz:  $f_s$ ) inkludiert die  $f$ -Figuren aller Teilgeschichten ( $f_1 - f_n$ ). Die Figuren  $f_1 - f_n$  der Teilgeschichten sind logische Teile der "Gesamtfigur"  $f_s$ . Natürlich ist  $f_s$  mit keiner der Figuren  $f_1 - f_n$  identisch, und keine der Teilfiguren ist mit einer anderen Teilfigur identisch. Wir müssen aber unterscheiden zwischen der Teilfigur  $f_x$  einer Teilgeschichte  $g_x$  und der Figur  $f_s$  in  $g_x$ . Obwohl beispielsweise  $f_1$  nicht mit  $f_2$  identisch ist, gilt selbstverständlich:  $f_s$  in  $g_1$  ist identisch mit  $f_s$  in  $g_2$ .

Ich fasse die Lösung des Serienproblems jetzt zusammen:

Ob zwei Figuren identisch sind oder nicht, hängt davon ab, ob sie dieselben oder verschiedene Eigenschaften enkodieren. Welche Eigenschaften eine Figur enkodiert, das hängt ab von der "relevanten Geschichte". Den Umfang der relevanten Geschichte können wir selbst beliebig bestimmen, je nach Art unseres jeweiligen Interesses. Es kann eine Serie von Geschichten sein, eine einzelne Geschichte, ein Kapitel usw.<sup>8</sup>

Manchmal ist es schwierig zu entscheiden, ob eine Geschichte als Fortsetzung einer anderen Geschichte zu verstehen ist oder als neue Geschichte. In *The Seven-Per-Cent Solution* kommen Holmes und Watson vor, dennoch zögert man, diese Geschichte als Teil der Serie von Holmes-Geschichten zu betrachten, auf einer Ebene mit *Der Mann mit der schiefen Lippe* und *Das gesprenkelte Band*.<sup>9</sup> In diesem Fall bin ich geneigt, Holmes und Watson als *immigrant objects* zu interpretieren, d. h. als Figuren, die nicht mit den Figuren

---

<sup>8</sup>Vgl. Parsons, A Meinongian Analysis of Fictional Objects, S. 81.

<sup>9</sup>*The Seven-Per-Cent Solution* erschien 1974; als "Herausgeber" zeichnet ein Schriftsteller namens "Nicholas Meyer" verantwortlich. (Autor soll Watson persönlich sein.)

der Original-Geschichten von Doyle identisch sind, sondern auf diesen *basieren*. Das reflektiert einfach die Intuition, daß *The Seven-Per-Cent Solution* nicht wirklich eine Fortsetzung von Doyles Geschichten ist. Würde ich diese Geschichte aber als Fortsetzung der Serie interpretieren, so würde das gelten, was oben über Serien und Fortsetzungen gesagt wurde: Alles hängt davon ab, welchen Ausschnitt wir als “relevante Geschichte” auswählen.

*(c) Das Problem zweier völlig übereinstimmender Geschichten*

Es gibt einen Einwand gegen die internalistische Definition der Identität für fiktive Gegenstände. Dieser lautet: Zwei Autoren  $A_1$ ,  $A_2$  könnten unabhängig voneinander eine Geschichte mit genau demselben Inhalt schreiben. Gemäß der internalistischen Auffassung hätten sie dann dieselben Figuren kreiert. Aber angenommen,  $A_1$  schrieb seine Geschichte zeitlich früher als  $A_2$ . Wie kann ein Autor etwas kreieren, das vor ihm schon jemand kreiert hat? Wie kann man etwas kreieren, das bereits existiert?<sup>10</sup>

Eine mögliche Entgegnung auf diesen Einwand könnte lauten: Es ist nicht wahr, daß zwei Autoren unabhängig voneinander dieselbe Fiktion kreieren können.  $A_2$  hat nicht wirklich etwas *kreiert*. Nur  $A_1$  kann Anspruch auf Autorenschaft erheben. Denn es ist unmöglich, etwas zu kreieren, das schon da ist.

Aber diese Entgegnung ist nicht sehr überzeugend. Denn ob jemand kreativ ist oder nicht, das kann nicht abhängen von Zufälligkeiten, von denen die betreffende Person selbst keine Ahnung hat, wie etwa davon, ob eine andere Person irgendwann eine bestimmte Geschichte geschrieben hat. Wenn  $A_2$  die Geschichte nicht von  $A_1$  abgeschrieben hat (und ich nehme an, daß er das nicht getan hat), dann sehe ich keinen Grund,  $A_2$  den Anspruch auf Autorenschaft abzusprechen. Denn seine kreative Leistung ist nicht geringer als die von  $A_1$ . Und warum sollte es eigentlich nicht möglich sein, daß ein-und-dieselbe Geschichte von mehreren unabhängigen Autoren kreiert wird?

Ein Vergleich: Mehrere Leute haben unabhängig voneinander die Photographie erfunden. (Talbot und Daguerre sind die bekanntesten von ihnen.) Jeder von ihnen war gleichermaßen erfinderisch. Von jedem dieser Leute ist es wahr, daß er die Photographie erfunden hat.

Die zweite mögliche Entgegnung auf den anti-internalistischen Einwand lautet so: Sowohl  $A_1$  als auch  $A_2$  haben eine Fiktion kreiert; und die Fiktion von  $A_1$  ist identisch mit der Fiktion von  $A_2$ . Also:  $A_1$  kreierte eine Figur  $x$ .  $A_2$  kreierte eine Figur  $y$ .  $x$  und  $y$  enko-

---

<sup>10</sup>Siehe Fine, Critical Review, S. 133.

dieren genau dieselben Eigenschaften. Daher gilt:  $x=y$ . (Und so für jede Figur, die sowohl von  $A_1$  als auch von  $A_2$  kreiert wurde.)

Aber gegen diese Auffassung gibt es Einwände: Unter den Eigenschaften, die der Gegenstand  $x$  exemplifiziert, befindet sich die Eigenschaft Von- $A_1$ -kreiert-words-zu-sein.  $y$  dagegen exemplifiziert die Eigenschaft Von- $A_2$ -kreiert-words-zu-sein. Diese Eigenschaften scheinen unverträglich zu sein.

Weiters:  $x$  exemplifiziert die Eigenschaft Zu- $t_1$ -kreiert-words-zu-sein.  $y$  exemplifiziert die Eigenschaft Zu- $t_2$ -kreiert-words-zu-sein. ( $t_1$  ist nicht identisch mit  $t_2$ .) Diese Eigenschaften sind doch sicherlich unverträglich miteinander! Oder etwa doch nicht? Wechseln wir das Beispiel. Ist es wirklich absurd, etwa folgendes zu behaupten?

- (3) Die Photographie wurde, so weit bekannt ist, von zumindest vier Forschern erfunden: von Joseph Nicéphore Niépce (um 1825); von Louis Jaques Mandé Daguerre (um 1839); von Hippolyte Bayard (um 1839) und von William Henry Fox Talbot (ebenfalls um 1839). Es war Daguerre, dem es, dank seiner Geschäftstüchtigkeit, gelang, der neuen Technik der Bildproduktion zum Durchbruch zu verhelfen.

Ist es unsinnig oder falsch, so etwas zu sagen? Macht es nicht einen guten Sinn? Noch ein Beispiel:

- (4) Wie ein Historiker kürzlich herausfand, wurde der elektrische Rasierpinsel bereits im Jahre 1912 erfunden, und zwar von einem technisch begabten Barbier namens B. X. aus New York. Die Erfindung wurde niemals über die Grenzen des Stadtteils Queens hinaus bekannt und geriet auch dort bald in Vergessenheit, nachdem X. seinen Laden geschlossen und sich aufs Land zurückgezogen hatte. Im Jahre 1956 erfand der damalige Student M. Y. den elektrischen Rasierpinsel zum zweiten Mal. Y., heute ein wohlhabender Geschäftsmann, braucht eventuelle Ansprüche der Erben von X. nicht zu fürchten, da der bastelfreudige Barbier seine Erfindung niemals patentieren ließ...

Kann man gegen (4) vernünftigerweise einwenden, das sei purer Unsinn, weil es unmöglich sei, etwas ein zweites Mal zu erfinden? Es scheint nicht. Und warum sollte Ähnliches nicht auch für fiktive Gegenstände gelten? Ich sehe keinen Grund. Bestimmte Arten von Gegenständen können eben mehrmals kreiert werden; Geschichten und fiktive Gegenstände scheinen zu dieser Sorte von Entitäten zu gehören.

Noch ein Einwand:

Angenommen, die Geschichte  $G_1$  von  $A_1$  ist identisch mit  $G_2$  von  $A_2$ . Es ist doch denkbar, daß sich aus  $G_1$  und  $G_2$  völlig getrennte literarische Traditionen entwickeln! Wie ist das möglich?<sup>11</sup>

Auch das ist nicht wirklich ein Problem. Natürlich ist es denkbar, daß sich aus  $G_1$  und  $G_2$  verschiedene literarische Traditionen entwickeln. Aber daraus folgt nicht, daß  $G_1$  nicht mit  $G_2$  identisch ist. Es können sich aus *einer* Geschichte mehrere literarische Traditionen entwickeln. Das ist sehr gut möglich. Weiters ist es möglich, daß die Vertreter einer Tradition in der Geschichte  $G_1$  von  $A_1$  ihre Wurzeln sehen, die Vertreter der anderen Tradition aber in  $G_2$  von  $A_2$ . Doch auch daraus folgt nicht, daß  $G_1$  nicht mit  $G_2$  identisch ist. Denn in dem geschilderten Fall bezieht sich die Beschreibung ‘die Geschichte  $G_1$  von  $A_1$ ’ auf denselben Gegenstand wie die Beschreibung ‘die Geschichte  $G_2$  von  $A_2$ ’. Die verschiedenen literarischen Traditionen wurzeln in derselben Geschichte. Verschieden sind nur die Beschreibungen, mit denen sich ihre Vertreter auf diese Geschichte beziehen.

Auch der (wohl sehr selten eintretende) Fall zweier unabhängig voneinander entstandener völlig inhaltsgleicher Geschichten zwingt uns also nicht, die internalistische Definition der Identität für fiktive Gegenstände aufzugeben.

## II. Individuierung

Mögliche Gegenstände können schwer oder gar nicht individuiert werden. Wir können nicht sagen, welcher Gegenstand “das mögliche fliegende Pferd” ist, denn es gibt unendlich viele mögliche fliegende Pferde. Doch *fiktive* Gegenstände können individuiert werden.<sup>12</sup> Ich möchte folgendes Prinzip verteidigen:

- (I<sub>2</sub>) Fiktive Gegenstände können individuiert werden auf der Grundlage derjenigen Eigenschaften, die sie enkodieren.<sup>13</sup>

### *Das Problem fiktiver Kollektive*

Es gibt einige scheinbare Gegenbeispiele gegen die These, daß fiktive Gegenstände individuierbar sind. Da ist zum Beispiel das “Menschenmengen-Problem”. Angenommen, in einer Geschichte kommt folgender Satz vor:

---

<sup>11</sup>Siehe Fine, Critical Review, S. 133.

<sup>12</sup>Siehe Abschnitt IIIb.: “Eine Theorie fiktiver Gegenstände”.

<sup>13</sup>Vgl. Fine, The Problem of Non-Existents, S. 132.

(5) Die Menschenmenge drängte vorwärts.

In der betreffenden Geschichte, so will ich annehmen, werden die Menschen, von denen hier die Rede ist, überhaupt nicht näher spezifiziert. Der Text liefert uns keinerlei Informationen über sie. Es scheint, daß es in diesem Fall unmöglich ist, auch nur einen einzigen Menschen aus der Menge zu individuieren. Wir können keinen von ihnen aus der anonymen Menge herausheben als die-und-die Figur. Also sind doch nicht alle fiktiven Gegenstände individuierbar?<sup>14</sup>

Die Antwort lautet: Es gibt hier nur einen einzigen Gegenstand, der zu individuieren ist, nämlich den, auf den wir uns mit dem Ausdruck 'die Menschenmenge' beziehen. Es gibt keine einzelnen Menschen, die Teil dieser Menschenmenge sind. Wenn in einer Geschichte einfach nur von einer nicht näher spezifizierten "Menschenmenge" bzw. "den Menschen" etc. die Rede ist, dann gibt es keine Gegenstände, welche "Mitglieder" dieser Menschenmenge sind. *Die Menschenmenge* selbst ist ein eigenständiger fiktiver Gegenstand, nicht einzelne Personen, die sie konstituieren. (Man denke etwa an den Chor in den antiken Tragödien: Es ist der *Chor*, der eine Rolle spielt - nicht die Mitglieder des Chors.) Der Einwand, daß eine Menschenmenge doch aus Menschen zusammengesetzt sei, so daß nicht eine Menschenmenge existieren könne, ohne daß auch Menschen existieren, geht fehl: *Fiktive* Menschenmengen sind nicht aus Menschen zusammengesetzt, auch nicht aus fiktiven Menschen. M. a. W.: Eine reale Menschenmenge ist ein Kollektiv, bestehend aus Menschen. Eine *fiktive* Menschenmenge ist dagegen kein Kollektiv und hat keine realen Teile. Es kann natürlich ein Kollektiv aus fiktiven Menschen geben. Aber das ist ein anderer Fall. Ein Kollektiv aus fiktiven Menschen ist nämlich ein echtes, d. h. nicht-fiktives Kollektiv; man denke beispielsweise an das Kollektiv aller fiktiven Gegenstände, welche die Faust-Figur inkludieren. Wenn ich daher von "fiktiven Kollektiven" spreche, so ist das in einer Weise vielleicht irreführend, weil ein fiktives Kollektiv eben gar kein Kollektiv ist. Das liegt nicht daran, daß die Teile eines fiktiven Kollektivs nicht real wären, sondern daran, daß ein fiktives Kollektiv gar keine Teile haben kann (es sei denn logische Teile). *Die Menschenmenge* ist ein abstrakter Gegenstand, der gewisse Eigenschaften enkodieren kann, z. B.: Vorwärts-zu-drängen, Sich-zu-zerstreuen, In-Bewegung-zu-geraten usw. Zu den Eigenschaften, die *die Menschenmenge* enkodiert, zählen sicherlich auch: Aus-Menschen-zu-bestehen, Ein-Kollektiv-zu-sein, Teile-zu-haben. Die zuletzt genannten Eigenschaften werden von der Eigenschaft Eine-Menschenmenge-zu-sein eingeschlossen. Aber die Eigenschaft Eine-Menschenmenge-zu-sein und alle von dieser Eigenschaft eingeschlossenen Eigenschaften werden von einer fiktiven Menschenmenge eben bloß enko-

---

<sup>14</sup>Vgl. ebd., S. 104.

diert; dagegen zeichnet sich eine “reale” Menschenmenge dadurch aus, daß sie diese Eigenschaften *exemplifiziert*. Aus

(6) Es gibt etwas, das die Eigenschaft Eine-Menschenmenge-zu-sein exemplifiziert.  
folgt

(7) Es gibt Menschen.

Aus

(8) Es gibt etwas, das die Eigenschaft Eine-Menschenmenge-zu-sein enkodiert.  
folgt weder (7) noch folgt

(9) Es gibt fiktive Gegenstände, die die Eigenschaft Mensch-zu-sein enkodieren.

Noch ein Beispiel: Eine Geschichte über zwei Zwillinge Dum and Dee, in der nur von den Gemeinsamkeiten der beiden die Rede ist. Z. B.:

(10) Dum und Dee waren fröhlich und rund und aßen gerne Kekse.

Es scheint zunächst, daß Dum und Dee distinkte Gegenstände sind, aber ununterscheidbar nach internalistischen Kriterien, da jede Eigenschaft, die von Dum enkodiert wird, auch von Dee enkodiert wird - und umgekehrt.<sup>15</sup>

Doch Dum und Dee sind ununterscheidbar nach internalistischen Kriterien nur dann, wenn man eine Eigenschaft wie Dum-genannt-zu-werden nicht zu den internen Eigenschaften einer Figur zählt, wofür ich aber eigentlich keinen Grund sehe. Doch nehmen wir an, die Zwillinge haben in der Geschichte keine Namen. Die Geschichte lautete:

(11) *Die Zwillinge* waren fröhlich und rund und aßen gerne Kekse.

In diesem Fall wäre der letzte Anhaltspunkt zur internen Unterscheidung eliminiert. Wir können keinen der Zwillinge mehr aufgrund interner Merkmale individuieren, da sich die beiden in keinem einzigen internen Merkmal unterscheiden. Aber das ist auch ganz in Ordnung so. Denn in dieser Geschichte gibt es eben nicht zwei Figuren (einen Zwilling und seinen Bruder), sondern nur *eine* Figur, nämlich: *die Zwillinge*. Dies ist ein ähnlicher Fall wie *die Menschenmenge*, *die Stadt*, *der Wald* etc.

Ich glaube, wir sollten folgendes akzeptieren: Daß in einer Geschichte einem Wald bestimmte Eigenschaften zugeschrieben werden, impliziert nur, daß es einen fiktiven Gegenstand gibt, der die Eigenschaft Ein-Wald-zu-sein enkodiert; aber es impliziert nicht, daß es fiktive Gegenstände gibt, die die Eigenschaft Ein-Baum-zu-sein enkodieren. Daß in einer Geschichte einer Stadt bestimmte Eigenschaften zugeschrieben werden, impliziert, daß es

---

<sup>15</sup>Vgl. Fine, The Problem of Non-Existents, S. 132f.

einen fiktiven Gegenstand gibt, der die Eigenschaft Eine-Stadt-zu-sein enkodiert; aber es impliziert nicht, daß es fiktive Gegenstände gibt, die eine der folgenden Eigenschaften enkodieren: Eine-Straße-zu-sein, Eine-U-Bahn-Linie-zu-sein, Ein-Rathaus-zu-sein, Ein-Stadtbewohner-zu-sein usf. Analog: Daß in einer Geschichte einem Zwillingspaar bestimmte Eigenschaften zugeschrieben werden, impliziert, daß es einen fiktiven Gegenstand gibt, der die Eigenschaft Ein-Zwillingspaar-zu-sein enkodiert; aber es impliziert nicht, daß es fiktive Gegenstände gibt, die die Eigenschaft Zwilling-zu-sein enkodieren.

Dies mag auf den ersten Blick verrückt erscheinen. Aber es gibt für diese Annahme sowohl ein positives als auch ein negatives Argument. Ich beginne mit dem negativen: Wenn wir diese Annahme nicht akzeptieren, dann geraten wir sehr schnell in ernsthafte Schwierigkeiten. Nehmen wir zur Vereinfachung an, die relevante Geschichte bestünde allein aus dem Satz

(5) Die Menschenmenge drängte vorwärts.

Wenn man annimmt, daß es korrekt ist, aus (5) abzuleiten, daß es fiktive Gegenstände gibt, die die Eigenschaft Mensch-zu-sein enkodieren, dann ist es völlig legitim, danach zu fragen, wie viele solche Gegenstände es gibt. Theoretiker, die mutig genug sind, sich diese Frage ernsthaft zu stellen, geben meist eine der beiden folgenden Antworten:

(a) Die Anzahl dieser Gegenstände ist unbestimmt.

(b) Die Anzahl ist bestimmt, aber wir haben prinzipiell keine Möglichkeit, sie herauszufinden.

Beide Antworten sind unbefriedigend. Zu (a): Was ist eine "unbestimmte Anzahl"? Kann es so etwas überhaupt geben? Falls ja, müssen wir zumindest schließen, daß die Menschenmenge, von der in der Geschichte die Rede ist, von gewöhnlichen Menschenmengen sehr verschieden ist. Denn vertraute Menschenmengen haben zumindest ein gemeinsames Merkmal: die Anzahl der Menschen in ihnen ist *bestimmt*. (b) klingt zunächst vernünftiger. Es scheint an der Begrenztheit unseres Erkenntnisvermögens zu liegen, daß wir nicht wissen, aus wie vielen Menschen sich diese Menge zusammensetzt. Aber fragen wir uns: Könnte denn ein allwissendes Wesen die Frage beantworten? Es scheint nicht so. Aber das legt die Vermutung nahe, daß mit der Frage selbst etwas nicht stimmt. So weit das negative Argument.

Das positive Argument basiert auf der Charakterisierung fiktiver Gegenstände als abstrakte Gegenstände (abstrakt im Sinne von nicht-materiell). Es scheint mir sehr natürlich zu sein, daß sich abstrakte Gegenstände in wesentlichen Merkmalen von materiellen Gegenständen unterscheiden. Einer dieser Unterschiede besteht darin, daß abstrakte Gegenstände nicht aus Teilen zusammengesetzt sind, jedenfalls nicht in derselben Weise wie materielle Gegenstände.

Wir haben keinen Grund, von der Tatsache, daß reale Menschenmengen Menschen als Teile enthalten, darauf zu schließen, daß *fiktive* Menschenmengen fiktive Menschen als Teile enthalten. So wenig wie wir Grund haben anzunehmen, daß ein fiktiver Mensch eine fiktive Leber als Teil hat, oder fiktive Moleküle, Atome, Elektronen usw. Es ist falsch, daß jeder Autor, der fiktive Menschen kreiert hat, fiktive Atome und Elektronen kreiert hat, selbst dann, wenn wir mit Recht annehmen können, daß gemäß der Geschichte Menschen Atome und Elektronen als Teile haben. Ebenso hat nicht jeder Autor, der einen fiktiven Wald kreiert hat, fiktive Wurzeln und fiktive Ameisen kreiert, auch wenn es gemäß der Geschichte wahr sein mag, daß es keinen Wald ohne Wurzeln und Ameisen gibt. Wir können einen Wald als Gegenstand einer Geschichte individuieren, ohne Bäume zu individuieren, und eine Menschenmenge, ohne Menschen zu individuieren. Ebenso können wir ein Zwillingsspaar individuieren, ohne einzelne Personen zu individuieren.

Man kann nichtsdestotrotz daran festhalten, daß in einem Sinne in jeder Geschichte, in der eine Menschenmenge vorkommt, auch Menschen vorkommen, und daß in jeder Geschichte, in der ein Wald vorkommt, auch Bäume vorkommen. Denn es gilt: Aus

(12) Gemäß einer Geschichte gilt: Es gibt eine Menschenmenge.

folgt

(13) Gemäß einer Geschichte gilt: Es gibt Menschen.

(12) und (13) ließen sich auch ohne Erzähl-Operator anschreiben, und zwar so:

(12)' Eine Geschichte enkodiert So-zu-sein-daß-es-eine-Menschenmenge-gibt.

(13)' Eine Geschichte enkodiert So-zu-sein-daß-es-Menschen-gibt.<sup>16</sup>

Man sieht, daß (12) und (13) eigentlich Sätze über *Geschichten* sind, und nicht Sätze über fiktive Gegenstände im engeren Sinn. Zu sagen, daß in einer Geschichte die-und-die Gegenstände *vorkommen* (d. h.: zu sagen, daß es in der Geschichte das-und-das gibt), heißt, eine Geschichte näher zu charakterisieren, nicht aber zu sagen, welche fiktiven Gegenstände es gibt. 'Was kommt in einer Geschichte vor?' und 'Welche fiktiven Gegenstände hat der Autor einer Geschichte kreiert?' sind zwei verschiedene Fragen. Es wäre möglich, eine Geschichte zu kreieren, ohne dabei einen einzigen fiktiven Gegenstand zu kreieren; und dabei könnten in dieser Geschichte eine Vielzahl von Gegenständen vorkommen. Eine solche Geschichte bestünde ausschließlich aus Existenz- und Allaussagen.

Meine Lösung des Problems fiktiver Kollektive lautet also: Es gibt nur solche fiktiven Gegenstände, die aufgrund interner Eigenschaften individuierbar sind. Wenn in einer

---

<sup>16</sup>Siehe Abschnitt IIIa.: "Die Basis der Theorie".

Geschichte nur ein *Kollektiv* individuierbar ist (also eine *Menschenmenge*, ein *Wald*, ein *Zwillingspaar*), nicht aber die Mitglieder des Kollektivs, dann gibt es nur das fiktive Kollektiv, nicht aber fiktive Teile des Kollektivs.

Ich halte also daran fest, daß fiktive Gegenstände individuierbar sind auf der Grundlage derjenigen Eigenschaften, die sie enkodieren.

## c. Unvollständigkeit und Unbestimmtheit

### *I. Unvollständigkeit und Unbestimmtheit als Merkmal fiktiver Gegenstände*

Als logisches Charakteristikum fiktiver Gegenstände wird oft deren Unvollständigkeit angeführt. Was heißt es, daß ein Gegenstand unvollständig ist? Die Schwierigkeiten beginnen bereits bei dem Versuch, Unvollständigkeit näher zu bestimmen.

Folgendes bietet sich an:

(UV<sub>1</sub>) Ein Gegenstand x ist unvollständig genau dann, wenn nicht für jede Eigenschaft P gilt, daß x die Eigenschaft P hat oder daß x die Eigenschaft P nicht hat.

Etwas formaler: x ist unvollständig, wenn nicht für jede Eigenschaft P gilt:  
 $(x \text{ hat } P) \vee \neg(x \text{ hat } P)$ .

Doch es gibt eine Alternative zu (UV<sub>1</sub>):

(UV<sub>2</sub>) Ein Gegenstand x ist unvollständig genau dann, wenn nicht für jede Eigenschaft P gilt, daß x P hat oder daß x das negative Gegenstück von P hat.<sup>1</sup>

D. h.: x ist unvollständig genau dann, wenn nicht für jede Eigenschaft P gilt:  
 $(x \text{ hat } P) \vee (x \text{ hat non-P})$ .

Ich werde vorläufig keine Entscheidung für eine dieser beiden Möglichkeiten treffen, werde aber später noch einmal auf den Unterschied zwischen (UV<sub>1</sub>) und (UV<sub>2</sub>) zurückkommen. Für den Augenblick soll hier die Anmerkung genügen, daß den meisten Beispielen, anhand derer üblicherweise das Problem der Unvollständigkeit fiktiver Gegenstände entwickelt wird, eher (UV<sub>2</sub>) zugrundezuliegen scheint als (UV<sub>1</sub>).<sup>2</sup>

Die Idee, daß fiktive Gegenstände unvollständig sind, muß wohl entstanden sein aus der Beobachtung, daß gewisse Fragen, die in Bezug auf reale Gegenstände keinerlei Probleme aufwerfen, scheinbar unlösbare Rätsel aufgeben, sobald man sie in Bezug auf fiktive Gegenstände stellt.

Einige Beispiele:

---

<sup>1</sup>Beispielsweise ist das negative Gegenstück zur Eigenschaft Rot-zu-sein die Eigenschaft Nicht-rot-zu-sein; entsprechend wäre das negative Gegenstück zu Mensch-zu-sein die Eigenschaft Nicht-Mensch-zu-sein usw. Ich kennzeichne hier und im folgenden negative Eigenschaften durch Voranstellen von 'non-'.

<sup>2</sup>Siehe z. B. Rätsel Nr. 1 weiter unten.

Rätsel Nr. 1: *Holmes' Muttermal*

Hat Sherlock Holmes ein Muttermal am Rücken oder hat er kein Muttermal am Rücken? Ich setze hier voraus, daß nirgendwo im Text der Holmes-Geschichten ein Hinweis darauf zu finden ist, daß Holmes ein Muttermal am Rücken hat, noch ein Hinweis darauf, daß Holmes kein Muttermal am Rücken hat. Fiktive Gegenstände haben diejenigen Eigenschaften, die ihnen in den relevanten Geschichten zugeschrieben werden. Wir können daher von Holmes nicht sagen, daß er die Eigenschaft Ein-Muttermal-am-Rücken-zu-haben hat. Denn diese Eigenschaft wird ihm in der relevanten Geschichte nicht zugeschrieben. Wir können aber auch nicht sagen, daß Holmes die Eigenschaft Kein-Muttermal-am-Rücken-zu-haben hat. Denn auch diese Eigenschaft wird ihm in der Geschichte nicht zugeschrieben. Wir sind daher gezwungen, so scheint es, zuzugeben, daß weder

(1) Holmes hat ein Muttermal am Rücken.

noch

(2) Holmes hat kein Muttermal am Rücken.

ein wahrer Satz ist. Aber wie können (1) und (2) zugleich falsch sein? Denn wenn es nicht wahr ist, daß Holmes ein Muttermal am Rücken hat, dann muß doch wahr sein, daß Holmes kein Muttermal am Rücken hat!

Rätsel Nr. 2: *Hamlets Augenfarbe*

Welche Farbe haben Hamlets Augen?

Ich nehme hier an, daß der Text von *Hamlet* keinerlei Hinweis auf Hamlets Augenfarbe enthält. Doch der Text von *Hamlet* enthält genügend Hinweise darauf, daß Hamlet Augen hat. Und da es sich bei *Hamlet* um eine ziemlich realistische Fiktion handelt, haben wir guten Grund anzunehmen, daß Hamlets Augen *irgendeine* Farbe haben müssen. Und dennoch: Wenn wir ein Buch hätten mit Mustern aller Farben, wir könnten auf keines zeigen und sagen: *Dies* ist die Farbe von Hamlets Augen.

Es scheint unmöglich, Fragen wie 'Hat Sherlock Holmes ein Muttermal am Rücken?' oder 'Welche Farbe haben Hamlets Augen?' zu beantworten. Jedenfalls kann man sie nicht in der Weise beantworten, wie man sie beantworten könnte, wenn sie *reale* Gegenstände betreffen würden. Diesen Umstand kann man mit der Unvollständigkeitsthese erklären. Gemäß dieser These können wir deshalb keine Antwort finden auf die Frage, ob Holmes ein Muttermal am Rücken hat, weil Holmes hinsichtlich der Eigenschaft Ein-Muttermal-am-Rücken-zu-haben *unbestimmt* ist; und zu sagen, ein Gegenstand sei unbestimmt bezüg-

lich irgendeiner Eigenschaft heißt so viel wie zu sagen, daß er *unvollständig* ist.<sup>3</sup> Ebenso ist Hamlet unbestimmt hinsichtlich seiner Augenfarbe und somit ein unvollständiger Gegenstand. Fiktive Gegenstände sind gemäß dieser Auffassung im allgemeinen in hohem Maße unvollständig. Denn Autoren lassen für gewöhnlich vieles offen. Sie geben bei weitem nicht für jede Eigenschaft an, ob eine Figur diese Eigenschaft hat oder nicht. Selbst wenn wir voraussetzen, daß Figuren viel mehr Eigenschaften haben als die, die ihnen ausdrücklich zugeschrieben werden, so bleiben doch noch viele übrig, die wir weder im Text ausdrücklich erwähnt finden, noch aus dem, was im Text ausdrücklich erwähnt wird, erschließen können. Selten finden wir beispielsweise Hinweise auf die Anzahl der Haare auf dem Kopf einer Figur, auf ihre Schuhgröße oder ihr genaues Körpergewicht. Die richtige Antwort auf die Frage, ob Holmes ein Muttermal am Rücken hat, muß also gemäß der Unvollständigkeitsauffassung lauten: Es ist nicht der Fall, daß Holmes ein Muttermal am Rücken hat; und es ist nicht der Fall, daß Holmes kein Muttermal am Rücken hat. Die Antwort auf die Frage, welche Farbe Hamlets Augenfarbe ist, lautet entsprechend: Es gibt keine Farbe, von der gilt, daß sie die Augenfarbe Hamlets ist; und es gibt keine Farbe, von der gilt, daß sie *nicht* die Augenfarbe Hamlets ist.

Es drängt sich der Verdacht auf, daß unvollständige Gegenstände den Satz vom ausgeschlossenen Dritten<sup>4</sup> verletzen. Es scheint nämlich, daß gemäß des Satzes vom ausgeschlossenen Dritten entweder

(1) Holmes hat ein Muttermal am Rücken.

oder

(2) Holmes hat kein Muttermal am Rücken.

wahr sein muß. Ebenso sollte von jeder Farbe *F* entweder

(3) *F* ist Hamlets Augenfarbe.

oder

(4) *F* ist nicht Hamlets Augenfarbe.

wahr sein. Doch das ist, wie wir gesehen haben, nicht der Fall.

Kaum jemand wird leichtfertig ein fundamentales logisches Gesetz aufgeben. Wenn es daher zutrifft, daß fiktive Gegenstände unvollständig sind, so würde das jedenfalls gegen ihre Annahme sprechen.

---

<sup>3</sup>Vgl. zum Beispiel Parsons, A Meinongian Analysis of Fictional Objects, S. 80: "Typically, fictional objects will be incomplete, for the body of literature in question will not determine all of their properties."

<sup>4</sup>Ich beziehe mich hier auf die aussagenlogische Formulierung  $(p \vee \neg p)$ .

Nicht alle Leute teilen die Ansicht, daß fiktive Gegenstände unvollständig sind. Doch um plausibel zu machen, daß fiktive Gegenstände vollständig sind und daß auch für sie der Satz vom ausgeschlossenen Dritten gilt, muß man eine Lösung für die Unvollständigkeitsrätsel anbieten können.

Eine Lösung, die manchmal vorgeschlagen wird, lautet:

Wir *wissen nicht*, ob Holmes ein Muttermal am Rücken hat oder nicht - und wir werden es wahrscheinlich nie wissen.<sup>5</sup> Wir sind in einer ähnlichen Lage wie ein Historiker, der alle verfügbaren relevanten Dokumente ausgewertet hat, und keine Antwort finden konnte auf seine Frage.<sup>6</sup>

Doch diese Lösung ist unbefriedigend und der Vergleich mit dem Historiker nicht adäquat. Hier wird versucht, ein Problem, das die Beschaffenheit fiktiver Gegenstände betrifft, zu interpretieren als ein Problem unseres Erkenntnisvermögens. Aber das erscheint mir unplausibel, denn es liegt nicht an der Begrenztheit unseres Erkenntnisvermögens, daß wir die Frage nach Holmes' Muttermal nicht beantworten können. Könnte Gott sie beantworten? Es scheint nicht.<sup>7</sup>

Der Fall des Historikers unterscheidet sich von diesem ganz wesentlich. Es mag unmöglich sein, gewisse Fragen vergangene Ereignisse betreffend zu beantworten, beispielsweise die Frage, was ein bestimmter Soldat sich gedacht hat in dem Augenblick, in dem ihn die tödliche Kugel traf. Hier ist es sinnvoll zu sagen: "Wir wissen es nicht und werden es wahrscheinlich nie wissen." Ein allwissendes Wesen wüßte hier die Antwort. Aber das gilt nicht für die Muttermal-Frage.

Natürlich: Wenn wir annehmen, daß eine Geschichte uns nur zum Teil erhalten ist, als Fragment, und wenn wir weiter annehmen, daß wir die Antwort auf unsere Frage in dem verlorengegangenen Textstück gefunden hätten, dann können wir sinnvoll sagen: "Wir wissen es nicht." Doch welchen Sinn macht es zu sagen, man könne etwas nicht wissen, wenn es da gar nichts zu wissen gibt?

Ein anderes Argument für die Vollständigkeit fiktiver Gegenstände:

(5) In der Geschichte gilt: (Holmes hat ein Muttermal am Rücken.) v (Holmes hat kein Muttermal am Rücken.)

(5) ist wahr. Daher ist Holmes nicht unvollständig bezüglich der Eigenschaft Ein-Muttermal-am-Rücken-zu-haben. (Und so für jede andere Eigenschaft.)

---

<sup>5</sup>Siehe Crittenden, *Fictional Characters and Logical Completeness*, S. 336.

<sup>6</sup>Siehe ebd., S. 339.

<sup>7</sup>Siehe Haller, *Facta und Ficta*, S. 76f.

Gegen dieses Argument kann eingewendet werden, daß (5) zu schwach ist. Es genügt nicht, daß (5) gilt; es müßte darüberhinaus gelten:

- (6) (In der Geschichte gilt: Holmes hat ein Muttermal am Rücken.)  $\vee$  (In der Geschichte gilt: Holmes hat kein Muttermal am Rücken.)

Man kann zugeben, daß (5) wahr ist. Das Argument für die Wahrheit von (5) läuft so: In der Geschichte gilt, daß Holmes ein vollständiger Gegenstand ist. Für jeden vollständigen Gegenstand gilt, daß er ein Muttermal am Rücken hat oder kein Muttermal am Rücken hat. Also können wir mit Recht sagen, daß in der Geschichte gilt: Holmes hat ein Muttermal am Rücken oder Holmes hat kein Muttermal am Rücken. Aber das reicht nicht aus. Wenn Holmes ein vollständiger Gegenstand ist, dann muß auch (6) wahr sein. Doch (6) ist falsch.<sup>8</sup>

In (5) wird bloß zum Ausdruck gebracht, daß Holmes eine disjunktive Eigenschaft (M-v-non-M) hat. Doch was gezeigt werden müßte ist, daß Holmes entweder M oder non-M hat.

Trotzdem meine ich, daß fiktive Gegenstände nicht unvollständig sind. Die Lösung besteht darin, zwischen *Unvollständigkeit* einerseits und *Unbestimmtheit* andererseits zu unterscheiden. *Fiktive Gegenstände sind vollständig, aber nicht vollständig bestimmt*. Einen Gegenstand, der nicht vollständig bestimmt ist, kann man auch *unbestimmt* nennen.

Die Unterscheidung zwischen Unvollständigkeit und Unbestimmtheit ist sehr einfach zu explizieren auf der Grundlage der Unterscheidung zwischen Exemplifikation und Enkodierung.<sup>9</sup> Wir müssen auch hier wieder mehrere Varianten unterscheiden, analog der oben gemachten Unterscheidung zwischen (UV<sub>1</sub>) und (UV<sub>2</sub>):

- (UV<sub>1</sub>)' Ein Gegenstand x ist unvollständig genau dann, wenn nicht für jede Eigenschaft P gilt, daß x P exemplifiziert oder daß x P nicht exemplifiziert. D. h.: x ist unvollständig genau dann, wenn nicht für jedes P gilt: (x exemplifiziert P)  $\vee$   $\neg$ (x exemplifiziert P).

- (UV<sub>2</sub>)' Ein Gegenstand x ist unvollständig genau dann, wenn nicht für jede Eigenschaft P gilt, daß x P exemplifiziert oder daß x non-P exemplifiziert. Also: x

---

<sup>8</sup>Vgl. Crittenden, *Fictional Characters and Logical Completeness*, S. 341.

<sup>9</sup>Vgl. van Inwagen, *Creatures of Fiction*, S. 308 und Wolterstorff, *Works and Worlds of Art*, S. 146. Beide Autoren unterscheiden, wenigstens der Sache nach, zwischen Unvollständigkeit und Unbestimmtheit, wobei fiktive Gegenstände nach ihrer Auffassung vollständig, aber unbestimmt sind. Beide machen auch, in ihrer jeweils eigenen Terminologie, die Unterscheidung zwischen Exemplifikation und Enkodierung von Eigenschaften, ohne die die Unterscheidung zwischen Unbestimmtheit und Unvollständigkeit gar nicht möglich wäre.

ist unvollständig genau dann, wenn nicht für jedes P gilt: (x exemplifiziert P)  $\vee$  (x exemplifiziert non-P).

(UB<sub>1</sub>) Ein Gegenstand x ist unbestimmt genau dann, wenn nicht für jede Eigenschaft P gilt, daß x P enkodiert oder daß x P nicht enkodiert, wenn also nicht für jedes P gilt: (x enkodiert P)  $\vee$   $\neg$ (x enkodiert P).

(UB<sub>2</sub>) Ein Gegenstand x ist unbestimmt genau dann, wenn nicht für jede Eigenschaft P gilt, daß x P enkodiert oder daß x non-P enkodiert, wenn also nicht für alle P gilt: (x enkodiert P)  $\vee$  (x enkodiert non-P).

Fiktive Gegenstände sind vollständig sowohl gemäß (UV<sub>1</sub>)' als auch gemäß (UV<sub>2</sub>)': Für jeden fiktiven Gegenstand f und jede Eigenschaft P gilt, daß f entweder P exemplifiziert oder daß f P nicht exemplifiziert; ebenso gilt für alle f und alle P, daß f entweder P exemplifiziert oder daß f non-P exemplifiziert.

Dagegen sind fiktive Gegenstände im allgemeinen<sup>10</sup> hochgradig unbestimmt. Allerdings gilt dies nur für Unbestimmtheit im Sinne von (UB<sub>2</sub>): Es gilt nicht für alle f's und P's, daß f entweder P enkodiert oder non-P enkodiert. Aber: Es gilt für alle f's und P's, daß f P enkodiert oder daß f P nicht enkodiert.

Die Unterscheidung zwischen Exemplifizierung und Enkodierung macht den Satz vom ausgeschlossenen Dritten selbst mehrdeutig:

(P)  $Fx \vee \neg Fx$

Es gibt zwei mögliche Interpretationen dieses Satzes:

(P)' (x exemplifiziert P)  $\vee$   $\neg$ (x exemplifiziert P).

(P)" (x enkodiert P)  $\vee$   $\neg$ (x enkodiert P).

Es erscheint mir eindeutig, daß die Exemplifizierungs-Interpretation (P)' den Sinn dieses Satzes, so wie er wohl für gewöhnlich verstanden wird, adäquater wiedergibt, als (P)".

---

<sup>10</sup>Es scheint nicht prinzipiell unmöglich zu sein, einen fiktiven Gegenstand zu kreieren, der nicht nur vollständig, sondern auch vollständig bestimmt ist. Ich denke an folgendes: Ein Autor könnte, anstatt eine Figur sozusagen aus dem Nichts zu kreieren, eine reale Person zur Grundlage nehmen, und zwar in folgender Weise: Es wird festgesetzt, daß die Figur einerseits diejenigen Eigenschaften enkodiert, die ihr in der Geschichte zugeschrieben werden und andererseits diejenigen, die von der realen Person exemplifiziert werden und mit den in der Geschichte zugeschriebenen Eigenschaften verträglich sind. Der Autor verwendet in diesem Fall sozusagen einen fertigen "Bausatz" von Eigenschaften und wechselt nur einige Teile aus. Kein Unbestimmtheitsproblem kann dann mehr entstehen: Wenn uns der Text der Geschichte im Stich läßt, brauchen wir nur nachzusehen, ob der reale Gegenstand die entsprechende Eigenschaft exemplifiziert oder nicht.

Wenn ich mich im folgenden auf den Satz vom ausgeschlossenen Dritten beziehe, dann ist immer die Interpretation (P)' gemeint.

Nun ist leicht zu sehen, worin der wesentliche Unterschied zwischen Unvollständigkeit und Unbestimmtheit besteht: Ein Gegenstand, der unbestimmt ist (aber nicht unvollständig), verletzt nicht den Satz vom ausgeschlossenen Dritten, gleichgültig welche Interpretation von Unbestimmtheit zugrundegelegt wird.

Die Rätsel lassen sich jetzt einfach auflösen:

Hat Holmes ein Muttermal am Rücken oder nicht? Die Frage muß in zwei Teilfragen aufgedröselt werden:

1. *Exemplifiziert* Holmes Ein-Muttermal-am-Rücken-zu-haben?
2. *Enkodiert* Holmes Ein-Muttermal-am-Rücken-zu-haben?

Um entscheiden zu können, ob Holmes Ein-Muttermal-am-Rücken-zu-haben *exemplifiziert*, brauchen wir keine einzige Zeile einer Holmes-Geschichte gelesen zu haben. Es genügt zu wissen, daß Holmes ein fiktiver Gegenstand ist. Ein-Muttermal-am-Rücken-zu-haben gehört zu denjenigen Eigenschaften, die nur von einer speziellen Sorte physikalischer Gegenstände exemplifiziert werden können. Da fiktive Gegenstände abstrakte Gegenstände sind, ist es unmöglich, daß Holmes oder sonst ein fiktiver Gegenstand diese Eigenschaft exemplifiziert. Dasselbe gilt natürlich für Eigenschaften wie 100.000-Haare-am-Kopf-zu-haben, Schuhgröße-42-zu-haben, Linkshänder-zu-sein usw. Also:

- (1)' Holmes exemplifiziert Ein-Muttermal-am-Rücken-zu-haben.

ist falsch. Ein Unvollständigkeitsproblem entsteht daraus nicht. Denn:

- (2)' Holmes exemplifiziert Kein-Muttermal-am-Rücken-zu-haben.

ist *wahr*. Denn: *Jeder* abstrakte Gegenstand exemplifiziert die Eigenschaft Kein-Muttermal-am-Rücken-zu-haben. (Gerade so, wie jeder Mensch die Eigenschaft Nicht-Primzahl-zu-sein exemplifiziert, woraus wir ja auch nicht schließen wollen, daß alle Menschen Zahlen sind, die nicht nur durch 1 und sich selbst geteilt werden können.)

Es sollte darauf hingewiesen werden, daß der Satz

- (2) Holmes hat kein Muttermal am Rücken.

mehrdeutig ist. Die beiden möglichen Interpretationen<sup>11</sup> lauten:

- (2)' Holmes exemplifiziert Kein-Muttermal-am-Rücken-zu-haben.

---

<sup>11</sup>Eigentlich gibt es *vier* mögliche Interpretationen. Die beiden übrigen lauten:

(2)" Holmes enkodiert Kein-Muttermal-am-Rücken-zu-haben; (2)\*\* Es ist nicht der Fall, daß Holmes Ein-Muttermal-am-Rücken-zu-haben enkodiert.

- (2)\* Es ist nicht der Fall, daß Holmes Ein-Muttermal-am-Rücken-zu-haben exemplifiziert.

Ich habe in meinem Beispiel (2)' verwendet; ich hätte aber mit dem gleichen Ergebnis (2)\* wählen können. Denn auch (2)\* ist ein wahrer Satz. Es ist nicht der Fall, daß Holmes die Eigenschaft Ein-Muttermal-am-Rücken-zu-haben exemplifiziert, weil Holmes ein fiktiver Gegenstand ist und diese Eigenschaft zu denjenigen Eigenschaften gehört, die von fiktiven Gegenständen nicht exemplifiziert werden können.

*Enkodiert* Holmes die Eigenschaft Ein-Muttermal-am-Rücken-zu-haben? Für diese Frage ist die Geschichte relevant. Ich habe angenommen, daß die Geschichte hierüber überhaupt nichts sagt. Daher ist

- (1)" Holmes enkodiert die Eigenschaft Ein-Muttermal-am-Rücken-zu-haben.

falsch. Falsch ist auch der folgende Satz:

- (2)" Holmes enkodiert Kein-Muttermal-am-Rücken-zu-haben.

*Wahr* ist dagegen

- (2)\*\* Es ist nicht der Fall, daß Holmes Ein-Muttermal-am-Rücken-zu-haben enkodiert.

Also ist Holmes nicht unvollständig, sondern nur unbestimmt, und auch das nur in einem Sinn von Unbestimmtheit. Immerhin können wir für jede Eigenschaft P (und auch für jede negative Eigenschaft non-P!) prinzipiell angeben, ob Holmes sie enkodiert oder nicht; in diesem Sinne ist Holmes also auch vollständig bestimmt.

Welche Farbe haben Hamlets Augen?

Die erste Antwort lautet: überhaupt keine. Als fiktiver Gegenstand exemplifiziert Hamlet nicht die Eigenschaft Eine-Augenfarbe-zu-haben. Es gilt daher für jede Farbe *F*, daß Hamlet nicht die Eigenschaft exemplifiziert Augen-in-der-Farbe-*F*-zu-haben. Also ist Hamlet kein unvollständiger Gegenstand im Sinne von (UV<sub>1</sub>)'. Auch im Sinne von (UV<sub>2</sub>)' ist Hamlet nicht unvollständig. Denn es gilt für jede Farbe *F*: Hamlet exemplifiziert non-(Augen-in-der-Farbe-*F*-zu-haben).<sup>12</sup>

---

<sup>12</sup>Die Eigenschaft non-(Augen-in-der-Farbe-*F*-zu-haben) wird exemplifiziert von allen Gegenständen, die Augen in einer anderen Farbe als *F* haben, *und* von allen Gegenständen, die überhaupt keine Augen haben. Hamlet gehört selbstverständlich zur zweiten Gruppe. Ich gehe hier nicht der Frage nach, ob es vernünftig ist, Eigenschaften wie diese bzw. negative Eigenschaften überhaupt zuzulassen, und wenn ja, welche. Ich will mich auch nicht festlegen bezüglich dieser Frage. Würde ich negative Eigenschaften von vorneherein ablehnen, dann würde ich mir einige Arbeit ersparen. Ich müßte dann nämlich nur

Aber: Hamlet *enkodiert* Eine-Augenfarbe-zu-haben. Da wir aber nicht für jede Farbe  $F$  sagen können, daß Hamlet die Eigenschaft Augen-in-der-Farbe- $F$ -zu-haben enkodiert oder die Eigenschaft non-(Augen-in-der-Farbe- $F$ -zu-haben) enkodiert, so ist Hamlet bezüglich seiner Augenfarbe unbestimmt im Sinne von (UB<sub>2</sub>). Im Sinne von (UB<sub>1</sub>) ist Hamlet nicht unbestimmt hinsichtlich seiner Augenfarbe. Denn es gilt für jede Farbe  $F$ : Es ist nicht der Fall, daß Hamlet die Eigenschaft Augen-in-der-Farbe- $F$ -zu-haben enkodiert. Und es gilt auch für jede Farbe  $F$ , daß es nicht der Fall ist, daß Hamlet die Eigenschaft non-(Augen-in-der-Farbe- $F$ -zu-haben) enkodiert.<sup>13</sup>

Übrigens ist Unvollständigkeit im Sinne von (UV<sub>2</sub>) wesentlich unproblematischer als Unvollständigkeit im Sinne von (UV<sub>1</sub>): Während Gegenstände, die im Sinne von (UV<sub>1</sub>) unvollständig sind, tatsächlich den Satz vom ausgeschlossenen Dritten verletzen, lassen Gegenstände, die im Sinne von (UV<sub>2</sub>) unvollständig sind, dieses fundamentale Prinzip völlig unangetastet. Denn der Satz vom ausgeschlossenen Dritten besagt ja nur, daß für jeden Satz  $p$  zu gelten hat, daß entweder  $p$  oder die Negation von  $p$  wahr sein muß. Doch 'x hat non- $P$ ' ist nicht die Negation von 'x hat  $P$ '. Deshalb berührt es den Satz vom Widerspruch nicht, wenn sowohl 'x hat non- $P$ ' als auch 'x hat  $P$ ' falsch ist.

Damit verliert aber das Unvollständigkeitsargument gegen die Annahme fiktiver Gegenstände seine Kraft. M. a. W.: Selbst ohne die Unterscheidung zwischen Exemplifikation und Enkodierung (welche die Grundlage ist für die Unterscheidung zwischen Unvollständigkeit und Unbestimmtheit), wäre die Unvollständigkeit nicht mehr wirklich ein starkes Argument gegen die Annahme fiktiver Gegenstände. Denn im Sinne von (UV<sub>1</sub>) ist kein fiktiver Gegenstand unvollständig: Wir können von jeder Eigenschaft  $P$  sagen, ob ein fiktiver Gegenstand  $P$  exemplifiziert oder nicht.

Bleibt noch Unvollständigkeit im Sinne von (UV<sub>2</sub>) (falls man bereit ist, negative Eigenschaften anzunehmen). Doch selbst wenn fiktive Gegenstände in diesem Sinne unvollständig wären, würden sie nicht den Satz vom ausgeschlossenen Dritten verletzen.

---

noch zeigen, daß fiktive Gegenstände nicht unvollständig *im Sinne von (UV<sub>1</sub>)* sind; (UV<sub>2</sub>) ließe sich dann nämlich gar nicht mehr formulieren und würde dadurch entfallen.

<sup>13</sup>Möglicherweise ist das nicht ganz richtig. Nehmen wir beispielsweise die Farbe Lila: Ist es denkbar, daß Hamlet die Eigenschaft Augen-in-der-Farbe-Lila-zu-haben enkodiert? Es scheint nicht. Man könnte argumentieren, daß in einer einigermaßen realistischen Fiktion die Figuren nicht Augenfarben haben können, die in Wirklichkeit als Augenfarben nicht vorkommen. (Außer es gibt dafür in der Geschichte eine spezielle Erklärung.) Da *Hamlet* eine realistische Fiktion ist und da die Farbe Lila in der Natur als Augenfarbe von Menschen nicht vorkommt, können wir mit Sicherheit ausschließen, daß Hamlet lilafarbige Augen hat. M. a. W.: Hamlet enkodiert non-(Augen-in-der-Farbe-Lila-zu-haben). Wenn das vom Ansatz her richtig ist, dann kann man sicherlich noch für eine Reihe anderer Farben sagen, daß Hamlet non-(Augen-in-der-Farbe- $F$ -zu-haben) enkodiert.

Unvollständigkeit bestünde dann einzig darin, daß ein Gegenstand eine disjunktive Eigenschaft (P-v-non-P) exemplifiziert, aber gleichzeitig weder P noch non-P exemplifiziert. Es ist natürlich richtig, daß *reale* Gegenstände auch in diesem Sinne niemals unvollständig sind. Aber was besagt das? Es besagt wohl nichts weiter, als daß fiktive Gegenstände sich in gewissen logischen Merkmalen von realen Gegenständen unterscheiden. Und wer würde das schon bestreiten wollen?

## *II. Unbestimmtheit als Merkmal von Geschichten*

Fiktive Gegenstände sind also nicht unvollständig, sondern nur unbestimmt, wobei ihre Unbestimmtheit sie nicht in Konflikt bringt mit fundamentalen logischen Prinzipien. Alle gängigen Unvollständigkeitsrätsel lassen sich, wie ich meine, auf der Grundlage der Unterscheidung zwischen Unvollständigkeit und Unbestimmtheit zur Zufriedenheit lösen.

Fiktive Gegenstände werden konstituiert durch Geschichten, und das in zweifachem Sinne:

1. Die Geschichten bestimmen, welche fiktiven Gegenstände existieren. Gibt es beispielsweise eine fiktive fliegende Schildkröte? Das hängt davon ab, ob es eine Geschichte gibt, in der eine fliegende Schildkröte individuiert ist.<sup>14</sup>
2. Die Geschichten bestimmen, welche Eigenschaften die fiktiven Gegenstände enkodieren. Wenn wir wissen wollen, welche Eigenschaften ein bestimmter fiktiver Gegenstand enkodiert, dann müssen wir nachsehen, welche Sätze gemäß der relevanten Geschichte wahr sind.

Das führt zur Frage: Welche Sätze sind denn wahr gemäß einer Geschichte? Sind es nur die, die Teil des Textes sind? Oder die, die Teil des Textes sind plus alle diejenigen, die aus diesen logisch folgen? Gehören Naturgesetze dazu oder überhaupt all das, was zum Zeitpunkt der Entstehung der Geschichte im Kreise der Leute, für die die Geschichte ge-

---

<sup>14</sup>Das bloße "Vorkommen" fliegender Schildkröten in einer Geschichte sagt noch nichts darüber aus, ob es tatsächlich einen fiktiven Gegenstand gibt, der die Eigenschaft Fliegende-Schildkröte-zu-sein enkodiert. Es könnte beispielsweise gemäß einer Geschichte folgender Satz wahr sein: 'Ein Schwarm fliegender Schildkröten tauchte am Horizont auf.' Wenn das die einzige Erwähnung fliegender Schildkröten ist, so können wir zwar in einem Sinn sagen, daß in dieser Geschichte fliegende Schildkröten "vorkommen", und wir können außerdem sagen, daß es einen fiktiven Gegenstand gibt, der die Eigenschaft Ein-Schwarm-fliegender-Schildkröten-zu-sein enkodiert. Aber wir können nicht sagen, daß es einen fiktiven Gegenstand gibt, der die Eigenschaft Eine-fliegende-Schildkröte-zu-sein enkodiert. Siehe Abschnitt IVb.: "Identität und Individuierung" (*Das Problem fiktiver Kollektive*).

schrieben wurde, allgemein als wahr akzeptiert wurde? (Sofern in der Geschichte nicht ausdrücklich das Gegenteil behauptet wird.)

Zu jeder dieser möglichen Antworten gibt es Einwände und Gegenbeispiele.<sup>15</sup> Ein Nachdenken über Fiktionen ohne irgendeinen Begriff davon, welche Sätze in einer Geschichte wahr sind, ist aber nur schwer vorstellbar. Daher begnüge ich mich jetzt damit, einfach festzusetzen, welche Sätze in einer Fiktion wahr sein sollen, wobei ich gewisse Intuitionen berücksichtige und von Grenzfällen absehe. Außerdem beschränke ich mich auf *realistische* Fiktionen.

Unter einer realistischen Fiktion will ich eine Geschichte verstehen, in der die Gesetze der Logik und gewisse Naturgesetze gelten. Nicht realistisch in diesem Sinne sind etwa Geschichten, in denen unvollständige Gegenstände vorkommen oder Menschen sich schneller als mit Lichtgeschwindigkeit fortbewegen können.

In einer realistischen Fiktion sollen alle Sätze wahr sein, die Teil des Textes sind oder aus diesen folgen, sowie gewisse logische Prinzipien und Naturgesetze und alles, was aus diesen und den übrigen Sätzen der Geschichte folgt.

Dies ist gewiß nicht besonders exakt, aber es sollte für meine Zwecke ausreichend sein; und überdies glaube ich, daß es ungefähr unserem intuitiven Begriff von Wahrheit in einer Geschichte entspricht, über den wir verfügen müssen, um als Leser oder Zuhörer eine Geschichte, und sei es die einfachste, verstehen zu können.

Fiktive Gegenstände, das ist die Kernthese dieser Arbeit, sind Teil der aktuellen Welt. Sie sind aber in ihrer Existenz abhängig von sehr ähnlichen Gegenständen, nämlich von "Geschichten" ("Geschichten" in einem sehr weiten Sinn, der etwa auch Tagträume und gewisse Formen des Spiels einschließt). Die Art dieser Abhängigkeit scheint am besten auf die folgende Weise zu charakterisieren:

- (A) Es gibt einen fiktiven Gegenstand *f*, der die Eigenschaft *P* enkodiert, genau dann, wenn es eine Geschichte *G* gibt, so daß gilt: Es ist wahr gemäß *G*, daß es ein *x* gibt, das *P* exemplifiziert.<sup>16</sup>

Z. B.: Es gibt einen fiktiven Gegenstand, der Geflügelte-Schildkröte-zu-sein enkodiert, genau dann, wenn es eine Geschichte *G* gibt, so daß gilt: Es ist wahr gemäß *G*, daß es ein

---

<sup>15</sup>Zu diesem ganzen Problemkomplex vgl. Lewis, Truth in Fiction.

<sup>16</sup>Ich verwende hier den Erzähl-Operator 'gemäß einer Geschichte gilt' bzw. 'gemäß einer Geschichte ist wahr'. Ich meine aber immer noch, daß eine Theorie der Fiktion auch ohne Erzähl-Operatoren auskommen kann. (Vgl. Abschnitt IIIa.: "Die Basis der Theorie"). Ich könnte (A) ohne Erzähl-Operator so formulieren: "Es gibt einen fiktiven Gegenstand, der *P* enkodiert genau dann, wenn es eine Geschichte *G* gibt, so daß gilt: *G* enkodiert die Eigenschaft So-zu-sein-daß-es-etwas-gibt-das-*P*-exemplifiziert." Doch ich möchte diese Redeweise wegen ihrer Umständlichkeit vermeiden und bediene mich deshalb des Erzähl-Operators.

x gibt, das Geflügelte-Schildkröte-zu-sein exemplifiziert. Folgendes sind ziemlich triviale Implikationen von (A):

(A)' Wenn es eine Geschichte G gibt, so daß gilt: Gemäß G ist wahr, daß es etwas gibt, das P exemplifiziert, dann gibt es einen fiktiven Gegenstand, der P enkodiert.

(A)" Wenn es keine Geschichte G gibt, so daß gemäß G gilt: Es gibt etwas, das P exemplifiziert, dann gibt es keinen fiktiven Gegenstand, der P enkodiert.

(A) stellt, so scheint es, eine plausible Explikation des ontologischen Abhängigkeitsverhältnisses zwischen Geschichten und fiktiven Gegenständen dar. Bei näherer Betrachtung zeigt sich aber, daß (A) zu schwach ist. Angenommen, folgendes ist wahr:

(7) Gemäß einer Geschichte G gilt: Ein Schwarm fliegender Schildkröten tauchte am Horizont auf.

(7) impliziert

(8) Gemäß G gilt: Es gibt etwas, das die Eigenschaft Ein-Schwarm-fliegender-Schildkröten-zu-sein exemplifiziert.

Wenn aber G eine einigermaßen realistische Fiktion ist (was ich annehme), dann gilt: Wenn es gemäß G einen Schwarm fliegender Schildkröten gibt, dann gibt es gemäß G auch einzelne fliegende Schildkröten. Daher muß auch das Folgende wahr sein:

(9) Gemäß einer Geschichte G: Es gibt mindestens ein x, so daß x die Eigenschaft Fliegende-Schildkröte-zu-sein exemplifiziert.

Gemäß (A) können wir aus (8) schließen:

(10) Es gibt einen fiktiven Gegenstand, der die Eigenschaft Ein-Schwarm-fliegender-Schildkröten-zu-sein enkodiert.

Das ist unproblematisch. *Der Schildkrötenschwarm* ist ein eigenständiger Gegenstand, der ohne Schwierigkeiten individuierbar ist. Zu den Eigenschaften, die er enkodiert, gehört die Eigenschaft Am-Horizont-aufzutauchen.

Doch wenn (A) richtig ist, dann können wir außerdem aus (9) schließen:

(11) Es gibt (mindestens) einen fiktiven Gegenstand, der die Eigenschaft Fliegende-Schildkröte-zu-sein enkodiert.

Aber wenn (11) wahr ist, dann ist es sinnvoll zu fragen: *Wie viele* solcher fiktiver Gegenstände gibt es denn? Doch auf diese Frage gibt es offenbar keine Antwort. Wir können keine bestimmte Zahl nennen. Denn wir können keine einzige fiktive fliegende Schildkröte individuieren. Aber fiktive Gegenstände sind grundsätzlich individuierbare und

daher abzählbare Gegenstände.<sup>17</sup> Also muß (11) zurückgewiesen werden. Daß ‘Es gibt fliegende Schildkröten.’ gemäß der Geschichte G wahr ist, läßt sich kaum bestreiten. Um die unerwünschte Konsequenz (11) zu vermeiden, muß (A) modifiziert werden, etwa auf die folgende Weise:

- (A)\* Es gibt einen fiktiven Gegenstand f, der die Eigenschaft P enkodiert, genau dann, wenn es eine Geschichte G gibt, so daß gilt: Es ist wahr gemäß G, daß es ein x gibt, das P exemplifiziert, und x ist individuiert in G.<sup>18</sup>

Menschenmengen, Herden, Schwärme und andere Kollektive in Fiktionen sollten jetzt keine Probleme mehr aufwerfen.

Man kann sagen, daß nicht nur fiktive Gegenstände, sondern auch Geschichten in einem Sinn unvollständig bestimmt sind. Angenommen, es gilt:

- (9) Gemäß einer Geschichte G: Es gibt mindestens ein x, so daß x die Eigenschaft Fliegende-Schildkröte-zu-sein exemplifiziert.

Wenn die Geschichte G vollständig bestimmt wäre, so müßte gelten, daß es irgendeine natürliche Zahl gibt, die die Anzahl der fliegenden Schildkröten in G ist. Aber das ist nicht der Fall: Es gibt keine einzige natürliche Zahl n, so daß gilt:

- (12) Gemäß einer Geschichte G: Es gibt genau n fliegende Schildkröten.

In diesem Sinn kann man sagen, daß die Geschichte G nicht vollständig bestimmt bzw. unbestimmt ist.

Aber was für fiktive Gegenstände gilt, gilt auch für Geschichten: Unbestimmtheit impliziert nicht Unvollständigkeit. Auch Geschichten sind keine unvollständigen Gegenstände, weder im Sinne von (UV<sub>1</sub>) noch im Sinne von (UV<sub>2</sub>). Es gilt für jede Eigenschaft P, daß eine Geschichte P entweder exemplifiziert oder nicht exemplifiziert. Ebenso gilt, daß eine Geschichte jede beliebige Eigenschaft entweder enkodiert oder nicht enkodiert.<sup>19</sup> Wenn beispielsweise unbestimmt ist, wie viele fliegende Schildkröten in G vorkommen, dann gilt für jede natürliche Zahl n:

- (13) Es ist nicht der Fall, daß G die Eigenschaft enkodiert So-zu-sein-daß-es-genau-n-fliegende-Schildkröten-gibt.

---

<sup>17</sup>Siehe Abschnitt IVb.: “Identität und Individuierung”.

<sup>18</sup>‘x ist individuiert in G.’ heißt so viel wie: ‘Es gibt mindestens eine Eigenschaft P (oder ein Bündel von Eigenschaften), so daß gemäß G gilt: Es gibt *genau ein* x, das P exemplifiziert.’

<sup>19</sup>Geschichten enkodieren *propositionale Eigenschaften*. Vgl. Fußnote 16 dieses Abschnitts.

*Gibt es Godot?*

(14) Gemäß einer Geschichte G: Vladimir und Estragon warten auf Godot.

Da Vladimir und Estragon zwei distinkte Gegenstände sind, kann man aus (14) schließen auf

(15) Es gibt zwei fiktive Gegenstände, die die Eigenschaft Auf-Godot-zu-warten enkodieren.

Doch es ist nicht so klar, ob man aus (14) auch schließen kann auf

(16) Es gibt eine fiktive Figur, die die Eigenschaft Von-Vladimir-und-Estragon-erwartet-zu-werden enkodiert.

Hier besteht das Problem offenbar darin, daß *in der Geschichte* ungewiß ist, ob Godot existiert. Wenn wir nicht sicher sein können, ob in der Geschichte wahr ist, daß jemand existiert, der Godot-genannt-zu-werden und Von-Vladimir-und-Estragon-erwartet-zu-werden exemplifiziert, dann können wir auch nicht wissen, ob es einen fiktiven Gegenstand gibt, der diese Eigenschaften enkodiert. Es scheint also, daß die Frage 'Hat Beckett eine Godot-Figur kreiert oder nicht?' nicht eindeutig zu beantworten ist, so lange wir nicht wissen, ob gemäß der Geschichte gilt, daß Godot existiert oder ob es nicht gilt.

Man könnte von dieser Geschichte sagen, daß sie unbestimmt ist hinsichtlich der Existenz Godots. Aber es handelt sich hier offenbar um eine neue Art von Unbestimmtheit. Die Holmes-Geschichten sind unbestimmt hinsichtlich der Existenz eines Muttermales der Hauptfigur, weil der Text der Geschichten keinen Hinweis darauf enthält, ob ein solches Muttermal existiert oder nicht. Becketts berühmtestes Stück dagegen ist unbestimmt hinsichtlich der Existenz Godots nicht etwa deshalb, weil es keinen Hinweis darauf enthielte, daß eine solche Figur existiert oder nicht existiert, sondern weil es für *beides* Hinweise gibt: sowohl für die Existenz Godots als auch dafür, daß er nicht existiert. Vielleicht bringt diese Art von Unbestimmtheit einer Geschichte es tatsächlich mit sich, daß wir manchmal nicht mit Sicherheit angeben können, wie viele Figuren ein Autor durch eine Geschichte kreiert hat.

#### d. Intentionale Einstellungen zu fiktiven Gegenständen

Kann man fiktive Gegenstände bewundern, bemitleiden, verachten, sich vor ihnen fürchten und sie lieben?

Es ist uns vertraut, daß uns Fiktionen in gewissen Augenblicken emotional ebenso stark berühren können wie das Schicksal realer Personen.<sup>1</sup> Es scheint, daß man fiktive Gegenstände wie reale lieben, bewundern und bemitleiden kann. Offenkundig entsteht hieraus ein Problem für Vertreter der Auffassung, daß fiktive Gegenstände überhaupt nicht existieren und auch sonst keinerlei Sein haben. Denn wie kann man vernünftigerweise etwas lieben, wenn man gar nicht glaubt, daß der Gegenstand der Liebe existiert? Dieses Problem entsteht vor dem Hintergrund der hier vertretenen Theorie nicht. Denn fiktive Gegenstände, so habe ich argumentiert, haben ja nicht weniger Realität als physikalische Gegenstände. Daher ist es selbstverständlich, daß man in gewissen intentionalen Relationen zu fiktiven Gegenständen stehen kann. Man kann z. B. an sie denken, sich an sie erinnern usw. Nichtsdestotrotz erscheint es merkwürdig anzunehmen, man könne einem fiktiven Gegenstand dieselben Gefühle entgegenbringen wie einem Wesen aus Fleisch und Blut. Denn fiktive Gegenstände existieren zwar, aber sie sind *abstrakte* Gegenstände. Die Liebe zu einem fiktiven Gegenstand muß daher ebenso seltsam anmuten wie die Liebe zu einer Zahl, zu einer Eigenschaft oder zu einer mathematischen Formel.

Die Rezeption einer Fiktion, also das, was sich beim Lesen einer Geschichte oder beim Anschauen eines Films (und vielleicht auch noch später) im Bewußtsein des Rezipienten abspielt, kann ein ziemlich komplexer Prozeß sein, in dessen Verlauf sehr verschiedene Phänomene auftreten. Ich meine, daß das Problem intentionaler Einstellungen zu fiktiven Gegenständen seine Wurzel darin hat, daß diese sehr verschiedenen Phänomene nicht scharf genug auseinandergehalten werden. M. a. W.: Das Problem sollte verschwinden, sobald gewisse Unterscheidungen gemacht und auf problematische Fälle angewendet werden. Ich beginne damit, folgende zwei Fälle zu unterscheiden:

1. Der Rezipient "lebt sich völlig ein" in die Geschichte, geht ganz und gar in der Geschichte auf.
2. Der Rezipient ist sich bewußt, daß er es mit einer Fiktion zu tun hat; er steht mit beiden Beinen auf dem Boden der Realität.

Es ist vielleicht nicht so klar, wie es sein sollte, welcher Art der Zustand des "Einlebens" wirklich ist, obwohl ihn wahrscheinlich fast jeder aus eigener Erfahrung kennt. Sicherlich ist er nicht mit einem *totalen* Realitätsverlust verbunden. Wäre das so, dann

---

<sup>1</sup>Vgl. Haller, *Facta und Ficta*, S. 57.

müßte die Wirkung fiktionaler Literatur ähnlich der Wirkung gewisser halluzinogener Drogen sein; und das ist offensichtlich nicht der Fall. Es ist gewiß nicht so, daß der gewöhnliche Rezipient einer Fiktion das Dargebotene tatsächlich für die Wirklichkeit hält, und zwar auch dann nicht, wenn er sich "einlebt". Das erkennen wir am Verhalten der Rezipienten. Stellen wir uns eine Bühnenszene vor, in der dem Helden eine Gefahr droht, von der dieser nichts ahnt: Würden die Rezipienten tatsächlich das Spiel mit der Realität verwechseln, dann würden sie wohl versuchen, den Helden zu warnen oder ihm sonstwie zu Hilfe kommen. Aber aufgeklärte Theaterbesucher tun das nicht. Sie bleiben statt dessen ruhig in ihren Polstersesseln sitzen und harren der Dinge, die da kommen. Daraus schließe ich, daß sie nicht im vollen Sinne des Wortes *glauben*, daß der Held in Gefahr ist.<sup>2</sup> Aber ich will annehmen, daß es Rezipienten gibt, die beim Lesen einer Geschichte, im Theater oder im Kino wenigstens zeitweilig (und sei es auch nur für kurze Momente) einen Teil ihrer gewöhnlichen Glaubenseinstellungen vorübergehend suspendieren (ohne aber die Verbindung zur Realität gänzlich zu verlieren). Etwa von dieser Art ist wohl der Zustand der "Einlebung". In diesem Zustand glauben wir zwar nicht im vollen Sinn des Wortes, daß Anna Karenina als Frau existiert oder existiert hat, aber wir scheinen irgendwie zu vergessen, daß sie "nur" eine Romanfigur ist.

Im zweiten Fall dagegen, also im Fall der nüchternen Rezeption, weiß der Leser sehr gut, daß Anna Karenina nur als fiktiver Gegenstand existiert.

Ich behaupte nicht, daß diese beiden Rezipienten-Einstellungen in Wirklichkeit immer sehr leicht zu trennen sind. Es mag durchaus sein, daß gewöhnliche Leser oder Kinobesucher ständig zwischen der einlebenden und der nüchternen Haltung changieren und oft selbst nicht leicht angeben können, in welchem Zustand sie in einem bestimmten Augenblick waren. Trotzdem ist die Unterscheidung wichtig. Denn selbstverständlich kann jemand, der eine Fiktion *einlebend* rezipiert, zu den Gegenständen der Fiktion jede intentionale Einstellung haben, einschließlich Liebe und Neid. Wer würde schon bestreiten wollen, daß man sich im Traum in eine Traumfigur verlieben kann? Gäbe es also nur den Fall des völligen Aufgehens in einer Geschichte, dann entstünde überhaupt kein Problem hinsichtlich intentionaler Einstellungen zu fiktiven Gegenständen.

---

<sup>2</sup>Vielleicht gibt es Rezipienten, die die Gabe haben, so vollständig in einer Geschichte aufzugehen, daß sie tatsächlich die Fiktion für Realität halten. Man denke etwa an Kinder als Zuschauer im Kasperltheater: Das ist ein Fall, in dem die Rezipienten wirklich gelegentlich versuchen, ins (fiktionale) Geschehen einzugreifen, indem sie etwa den Helden vor drohender Gefahr warnen. Aber hier scheinen mir zwei Dinge von Bedeutung zu sein: Zum einen sind die Kinder im Kasperltheater zumeist nicht bloß Zuschauer, sondern auch Akteure. Es gehört geradezu zum Genre des Kasperl-Puppenspiels, daß die Kinder zum Mitspielen aufgefordert und animiert werden. Zum anderen haben kleine Kinder die Regeln des fiktionalen Diskurses vielleicht noch nicht so perfekt internalisiert, so daß sie manchmal aus der ihnen zugedachten Rolle fallen.

Mich interessiert hier in erster Linie der zweite Fall, der Fall des nüchternen Rezipienten. Die Frage lautet also: Ist es möglich, einen fiktiven Gegenstand zu lieben, zu bewundern oder zu bemitleiden und sich gleichzeitig dessen bewußt zu sein, daß man einen *fiktiven* Gegenstand liebt, bewundert oder bemitleidet?

Betrachten wir zunächst einen Lösungsvorschlag von John Woods<sup>3</sup>. Woods' Beispielsatz lautet:

(1) Someone loves Molly Jeavons.

(‘Someone’ soll stehen für “einen berühmten europäischen Philosophen”, dessen Name aber nicht genannt wird.)

Die Frage ist, “whether one can be in love with a being that one knows to be merely fictional.”

Woods führt aus:

“Suppose, that our European philosopher claims to love Molly Jeavons. It is hard to imagine how he does this. Taking loving the best way, (...), he does no such thing. But it would be arch to charge him with insincerity. For, imagine that he *says* he loves her, and that, of course he knows it is a love logically outside the usual patterns of amatory pursuit, that his is, as we might say, a *contemplative* love. (...) Although he does not love Lady Molly, he may be said to **O**-love her.”<sup>4</sup>

Man kann also nach Woods' Ansicht einen fiktiven Gegenstand nicht im gewöhnlichen Sinne des Wortes lieben. Andererseits will Woods Sätze wie (1) nicht als falsch zurückweisen. Seine Lösung lautet: Die Liebe zu fiktiven Gegenständen ist eben eine besondere Art von Liebe. Er führt dafür die Ausdrücke ‘kontemplative Liebe’ bzw. ‘**O**-Liebe’ ein. (Das ‘**O**’ steht für ‘olim’; es handelt sich um Woods' Variante des Erzähl-Operators.)

Woods führt weiter aus:

“It is that such sentences [Sätze wie ‘Someone loves Molly Jeavons.’], though true, reveal their subjects to have inconsistent beliefs, reveal their subjects to be slightly irrational. If I know that Lady Molly is only fictional yet I love her for all that, then I believe that I cannot love *her* yet that I do. So I am irrational. Were I not, literature could not engage me as it does. This is an irrationality that is not to be disparaged; in fact it requires to be recognized by any adequate recount of the logical structure of fiction.”<sup>5</sup>

Woods meint also, daß die Rezeption fiktionaler Literatur eng mit Irrationalität verknüpft sei, wenn auch mit einer sozusagen harmlosen und zivilisierten Form der Irrationalität.

Woods stellt ausdrücklich fest, daß es ihm hier nicht um den Fall der Einlebung des Rezipienten geht. Der Rezipient *weiß*, daß die Figur, die er liebt, bloß fiktiv ist und eigentlich gar nicht geliebt werden kann- und liebt sie trotzdem.

---

<sup>3</sup>*The Logic of Fiction*, S. 135-37.

<sup>4</sup>Ebd., S. 135.

<sup>5</sup>Ebd., S. 137.

Ich kann nicht entscheiden, ob es diese Art von Irrationalität wirklich gibt oder nicht. Aber ich bin ziemlich sicher, daß gewöhnliche Rezipienten eine Vielzahl von intentionalen Einstellungen zu fiktiven Gegenständen haben können, ohne dabei in irgendeiner Weise irrational zu sein. Es gibt eine ganze Reihe (auch intentionaler) Relationen, die zwischen realen und fiktiven Gegenständen bestehen können. Wir können an fiktive Gegenstände denken, uns an sie erinnern, uns mit ihnen vertraut machen, sie erforschen, bewerten und klassifizieren; wir können sie mögen oder verabscheuen, sie können uns faszinieren oder langweilen. (Ich z. B. finde Sherlock Holmes langweilig.) Ebenso können wir fiktive Gegenstände natürlich auch bewundern und lieben.

Daran ist nichts irrational. Denn fiktive Gegenstände sind eine Art von Artefakten. Man kann sie ebenso lieben und bewundern, wie man andere Artefakte auch lieben und bewundern kann, zum Beispiel einen kunstvoll angelegten Garten, ein Gemälde, ein Möbelstück.

Die Bewunderung und Liebe, die jemand einem Artefakt möglicherweise entgegenbringt, läßt sich nicht ohne weiteres reduzieren auf Bewunderung und Liebe, die in Wirklichkeit dem *Schöpfer* des Artefakts gilt. Ich kann ein Bauwerk lieben und gleichzeitig den Architekten, der es entworfen und geplant hat, widerwärtig finden. Außerdem kann es geschehen (dies ist wahrscheinlich der häufigere Fall), daß mir der Urheber eines Artefakts völlig gleichgültig ist, während das Artefakt selbst mich berührt.

Außerdem:

- (2) Ich bewundere die Figur des Dorian Gray.

impliziert nicht

- (3) Existierte eine reale Person, die alle Eigenschaften exemplifiziert, welche Dorian Gray enkodiert, dann würde ich diese Person bewundern.

Das Gegenteil kann der Fall sein. Es kann sein, daß ich eine Figur bewundere und gleichzeitig eine reale Person mit all den Eigenschaften der Figur "in der Geschichte" verachten und verabscheuen würde. Auch daran ist nichts irrational. Ich kann ja auch ein gemaltes Porträt bewundern ohne zugleich die porträtierte Person zu bewundern.

Nebenbei:

- (4) Ich bewundere Goethes Faust-Figur.

impliziert natürlich nicht

- (5) Ich bewundere den realen Dr. Faustus, der im 16. Jahrhundert als herumziehender "Magier" lebte.

(Dies ist ein weiteres Argument gegen die Annahme, daß reale Gegenstände mit Gegenständen in Fiktionen identisch sein können.)

Ausnahmsweise ein Beispiel aus der Malerei<sup>6</sup>: Daß ich Hieronymus Boschs Phantasiegestalten bewundere, impliziert nicht, daß ich, falls es solche Gestalten als reale Wesen gäbe, diese in irgendeiner Hinsicht bewundern würde. Es mag sein, daß ich das tun würde, aber das Gegenteil ist auch möglich. Höchstwahrscheinlich wäre meine Einstellung zu ihnen eine ganz andere als die, die ich zu Boschs Gestalten habe. Daran zeigt sich, daß ich die gemalten Phantasiegestalten nicht für Eigenschaften bewundere, die sie sozusagen "in der Welt der Bilder" haben. Vielmehr muß das, was meine Bewunderung erregt, etwas mit Malerei zu tun haben.

In Analogie dazu muß meine Bewunderung für die Figur des Dorian Gray etwas mit Literatur zu tun haben - und nicht mit den Eigenschaften, die diese Figur in der Geschichte exemplifiziert.

Angenommen, ich bewundere ein Porträt, das Herrn X darstellt. Ich kann es dafür bewundern, daß es X sehr ähnlich ist, daß es sehr lebendig ist, daß es Charakterzüge von X enthüllt, die ich an X niemals vorher bemerkt habe usw. Die Eigenschaften, für die ich das Porträt bewundere, sind die Eigenschaften eines Artefakts, und nicht die Eigenschaften der dargestellten Person. Natürlich kann ich auch die dargestellte Person bewundern, interessant oder abstoßend finden etc. Aber es ist wichtig, diese Einstellungen (die Einstellungen zum Dargestellten) zu unterscheiden von den Einstellungen zum Bild selbst. Ich glaube, daß diese Unterscheidung der Schlüssel ist zum Verständnis unserer Einstellungen zu Artefakten im Allgemeinen und zu fiktiven Gegenständen im Besonderen. Wenn ich ein Bild *als Bild* liebe (und nicht, oder jedenfalls nicht nur, weil es etwas darstellt, das ich liebe), dann muß meine Einstellung etwas zu tun haben mit Eigenschaften, die dem Bild als solchem zukommen - und nicht mit Eigenschaften des dargestellten Gegenstandes. Analog: Wenn ich ein literarisches Kunstwerk liebe, dann muß meine Einstellung zusammenhängen mit Eigenschaften, die dem literarischen Kunstwerk als solchem zukommen - und nicht mit Eigenschaften, die den Figuren "in der Geschichte" zukommen. Da fiktive Gegenstände auch eine Art von Artefakten sind, gilt auch für sie, daß unsere Einstellungen zu ihnen abhängig sind von denjenigen Eigenschaften, die sie *als fiktive Gegenstände* haben - und nicht von den Eigenschaften, die sie als Meisterdetektive oder Liebhaberinnen in ihren Geschichten haben. (Ich spreche von den Einstellungen nüchterner Rezipienten.)

Aber was sind das für Eigenschaften: die Eigenschaften, die fiktiven Gegenständen als solchen zukommen? Zur Klärung dieser Frage ist es vielleicht nützlich, sich anzusehen,

---

<sup>6</sup>Ich denke, daß es nicht bloß fiktive Gegenstände der Literatur gibt, sondern auch fiktive Gegenstände des Films, der Malerei etc. Ich meine auch, daß sie im Prinzip ähnlich zu behandeln sind wie die fiktiven Gegenstände der Literatur. Um Komplikationen zu vermeiden, habe ich versucht, mich in dieser Arbeit hauptsächlich auf die literarischen Fiktionen und ihre Figuren zu beschränken.

welche Eigenschaften fiktiven Gegenständen im Diskurs über Fiktionen zugeschrieben werden. Zu diesem Zweck lasse ich jetzt einmal Leute zu Wort kommen, die sich nicht als Philosophinnen, sondern als Kritikerinnen, Literaturwissenschaftlerinnen oder Übersetzerinnen mit fiktiven Gegenständen beschäftigen:<sup>7</sup>

“So hat Pirandello eine Fülle von Gestalten ins Leben gerufen, die trotz der oft unwirklich scheinenden Situationen *voller Echtheit und Leben sind*.”<sup>8</sup>

“Mrs. Gamp (...) is the most fully developed of the masculine anti-women visible in all Dickens's novels.”<sup>9</sup>

“So wie die Alexanderschlacht eine Art Lebensbuch, ist Susn eine Art ‘Lebensmetapher’: Symbol und hartnäckige Repräsentanz aller erotischen Glückssehnsucht.”<sup>10</sup>

In allen diesen Beispielen ist von *Figuren* die Rede, nicht von Personen. Sehen wir, welche Eigenschaften ihnen zugesprochen werden: Voller-Echtheit-und-Leben-zu-sein; Die-von-allen-maskulinen-Anti-Frauen-in-Dickens'-Romanen-am-meisten-entwickelte-zu-sein; Eine-Art-Lebensmetapher-zu-sein.

Man sagt auch manchmal, eine Figur sei “glaubwürdig” oder “überzeugend”, oder im Gegenteil, sie wirke “konstruiert”, “blaß” oder “unecht”.

Diese Eigenschaften werden von den Figuren *exemplifiziert* - nicht *enkodiert*. Natürlich können wir auch von einer realen Person sagen, sie sei “voller Leben”. Demgemäß kann natürlich eine Figur die Eigenschaft Voller-Leben-zu-sein auch *enkodieren*. Für viele von Luigi Pirandellos Figuren beispielsweise trifft es zu, daß sie die Eigenschaft Voller-Leben-zu-sein sowohl *exemplifizieren* als auch *enkodieren*.<sup>11</sup> Aber der springende Punkt ist: Eine Figur kann die Eigenschaft Voller-Leben-zu-sein auch dann *exemplifizieren*, wenn sie sie nicht *enkodiert* (m. a. W.: wenn sie “in der Geschichte” keineswegs voller Leben ist). Die Eigenschaft Voller-Echtheit-und-Leben-zu-sein (als Eigenschaft einer *Figur*) hat in erster Linie etwas zu tun mit der Kunstfertigkeit des Autors. Eine Figur mag “in der Geschichte” ein schattenhaftes Wesen sein, ewig blaß, müde und leidend; sie kann nichtsdestotrotz *als*

---

<sup>7</sup>Alle Hervorhebungen in den folgenden Zitaten stammen von mir.

<sup>8</sup>Lisa Rüdiger in einem Nachwort zu einer Sammlung von Erzählungen Luigi Pirandellos. In: Lisa Rüdiger, Barbara Birrer (eds.), *Luigi Pirandello. Meistererzählungen* (Zürich 1964), S. 393.

<sup>9</sup>Sylvia Bank Manning, *Dickens as Satirist* (New Haven 1971), S. 79. Zitiert nach: van Inwagen, *Creatures of Fiction*, S. 301.

<sup>10</sup>Hans-Horst Henschen, Meteorit, im Anflug. In: Jörg Drews (ed.), *Herbert Achternbusch* (Frankfurt am Main 1982), S. 87.

<sup>11</sup>Genauer gesagt handelt es sich hier um *zwei* Eigenschaften, die beide mittels des Prädikates ‘ist voller Leben’ einem Gegenstand zugesprochen werden. Denn von einer Romanfigur zu sagen, sie sei voller Leben, ist sicherlich nicht dasselbe wie von einer Person zu sagen, sie sei voller Leben. Das Prädikat ‘ist voller Leben’ ist also mehrdeutig.

*Figur* die Eigenschaft Voller-Echtheit-und-Leben-zu-sein exemplifizieren. Umgekehrt kann eine Figur als Figur "blaß" und "farblos" sein, ohne die Eigenschaft der Blässe zu enkodieren.

Bestimmend für unsere (nüchternen) Einstellungen zu fiktiven Gegenständen (Bewunderung, Liebe, Langeweile...) sind diejenigen Eigenschaften, die von den Figuren exemplifiziert werden, und nicht diejenigen, die enkodiert werden. Damit eine Figur uns fasziniert, genügt es nicht, daß sie in der Geschichte faszinierend ist; sie muß Eigenschaften *exemplifizieren*, die sie für uns faszinierend machen. Eine Figur, die in einer Geschichte faszinierend ist, kann *als Figur* sehr langweilig sein.

Das Auseinanderhalten der Ebenen wird allerdings dadurch erschwert, daß die Eigenschaften, die eine Figur enkodiert, und diejenigen, die sie exemplifiziert nicht zusammenhanglos nebeneinanderstehen. Wovon hängt es ab, ob eine Figur die Eigenschaft Voller-Echtheit-und-Leben-zu-sein exemplifiziert oder nicht? Zu einem Teil spielt dafür wohl eine Rolle, wie gut der Autor seine Mittel (im Falle literarischer Fiktionen: die Sprache) einzusetzen versteht. Aber das dürfte nicht genügen. Sprachgewalt allein macht noch lange keinen guten Dichter. Ob eine Figur voller Echtheit und Leben ist, das wird, so meine ich, wenigstens zu einem Teil auch dadurch bestimmt, welche Eigenschaften sie *enkodiert*. Deshalb kann man in einem Sinn sagen, daß für unsere Einstellungen zu fiktiven Gegenständen auch die enkodierten Eigenschaften mitbestimmend sind, aber in einer indirekten Weise. Es ist nämlich ein Unterschied, ob ich einen Gegenstand für seine Scharfsinnigkeit bewundere oder dafür, daß er Scharfsinnigkeit enkodiert. Deshalb kann niemand Sherlock Holmes für seine Scharfsinnigkeit bewundern (außer im Zustand der Einlebung in die Geschichte), wohl aber dafür, daß er Scharfsinnigkeit enkodiert. Dickens' maskuline Anti-Frauen-Figuren exemplifizieren die Eigenschaft Maskuline-Anti-Frauen-Figuren-zu-sein. Bestimmend dafür, daß sie diese Eigenschaft exemplifizieren, sind sicherlich gewisse Eigenschaften, die sie enkodieren, beispielsweise die Eigenschaft der Trunksucht. Nun mag es sein, daß mich diese Figuren gerade deshalb interessieren, weil sie maskuline Anti-Frauen-Figuren sind. Aber ich kann nur in einem indirekten Sinne sagen, eine Figur interessiere mich (unter anderem) aufgrund ihrer Eigenschaft Der-Trunksucht-verfallen-zu-sein. Aber sicherlich ist es in diesem Fall richtig zu sagen, eine Figur interessiere mich unter anderem deshalb, weil sie die Eigenschaft exemplifiziert Die-Eigenschaft-trunksüchtig-zu-sein-zu-enkodieren.

Natürlich mag man manche Figuren deshalb, weil sie Eigenschaften enkodieren, die man auch an einer realen Person schätzen würde. So wie man ja auch ein Bild deshalb mögen kann, weil es etwas darstellt, das man mag. Es ist für unsere Einstellungen zu einem fiktiven Gegenstand gewiß nicht gleichgültig, welche Eigenschaften er enkodiert. Ebenso wie es für unsere Einstellungen zu einem Bild nicht gleichgültig ist, was es dar-

stellt. Aber das sollte uns nicht daran hindern, zu unterscheiden zwischen dem Bild und dem, was es darstellt, und ebenso zwischen den Eigenschaften, die eine Figur exemplifiziert, und denen, die sie enkodiert. In vielen Fällen mag die Einstellung zu dem Artefakt als solchem zusammenfallen mit der Einstellung zu dem "Dargestellten": Ich mag beispielsweise ein Bild als Bild, und ich mag, was es darstellt, ein Birkenwäldchen etwa, denn ich mag Birken. Oder ich mag eine Figur als Figur, und gleichzeitig mag ich auch das, was die Figur "darstellt" (in einem sehr weiten Sinn), etwa einen Menschen mit Eigenschaften, die ich selbst gern hätte. Gewiß sind diese Übereinstimmungen nicht rein zufällig. Und doch kann die Einstellung zu dem Artefakt als solchem eine andere sein wie die Einstellung zu dem "Dargestellten". Ein Bild von einer schönen Frau muß nicht selbst schön sein, und umgekehrt kann ein Bild, das etwas Häßliches darstellt, als Bild dennoch ästhetische Qualität haben. Ebenso muß eine Figur, die anziehende Eigenschaften enkodiert, nicht auch als Figur anziehend sein - und umgekehrt.

Manche würden vielleicht einwenden: "Es ist unmöglich, einen fiktiven Gegenstand zu bewundern. Was wir in Wirklichkeit bewundern, lieben, langweilig oder faszinierend finden, sind *literarische Kunstwerke*, also Romane, Erzählungen usw."

Die Antwort darauf lautet: Fiktive Gegenstände *sind* eine Art von literarischen Kunstwerken (wenn man 'Kunstwerk' nicht zu eng versteht), auf einer Ebene mit Romanen, Erzählungen usw. So wie wir Romane lieben und bewundern können, können wir auch fiktive Gegenstände lieben und bewundern. Außerdem muß die Bewunderung eines Romans nicht mit der Bewunderung seiner Gegenstände zusammenfallen und umgekehrt auch nicht:

(6) Ich bewundere die Figur f aus dem Roman R.

impliziert nicht

(7) Ich bewundere R.

Denn es ist gut möglich, daß ich R insgesamt für mißlungen halte, aber wenigstens eine Figur aus R interessant finde. Zurück zu Woods' Beispielsatz:

(1) Someone loves Molly Jeavons.

(1) scheint mehrdeutig zu sein. In (1) könnte von jener Art von Liebe die Rede sein, die entstehen kann bei der Betrachtung eines Bauwerks oder beim Hören einer Symphonie. In diesem Fall ist (1) unproblematisch. Doch es könnte auch eine Art von Liebe gemeint sein, die etwa den Wunsch einschließt, das Objekt der Liebe zu umarmen und zu küssen. Wenn in (1) von dieser Art Liebe die Rede ist, dann entsteht wirklich ein Problem; und man muß wohl mit Woods darin übereinstimmen, daß eine Person, die einen fiktiven Gegenstand in diesem Sinne liebt (wissend, daß das Objekt ihrer Liebe ein fiktiver Gegenstand ist), als ir-

rational angesehen werden muß.<sup>12</sup> Mehr noch: Woods Behauptung, eine solche Person sei “slightly irrational” muß man dann wohl als euphemistische Umschreibung für eine besondere Art des Wahnsinns auffassen. Denn der Wunsch, eine Romanfigur zu küssen ist ebenso irrational wie der Wunsch, mit einer Primzahl Tee zu trinken.

Natürlich kann jemand Sehnsucht haben nach einer Person, die diejenigen Eigenschaften exemplifiziert, welche eine bestimmte Romanfigur enkodiert. Möglicherweise wäre der Zustand des “berühmten europäischen Philosophen”, dem Woods sein Beispiel verdankt, korrekterweise nicht mit (1) zu beschreiben, sondern so:

- (8) Existierte eine Frau wie Molly Jeavons in der Geschichte G, dann würde x diese Frau lieben.

(Genauer formuliert:

- (8)' Existierte eine Frau, die genau diejenigen Eigenschaften exemplifizierte, die Molly Jeavons enkodiert, dann würde x diese Frau lieben.)

Aber das ist nicht der Fall, den wir hier untersuchen. In (10) wird gesagt, daß jemand eine Disposition hat, eine reale Person mit gewissen Eigenschaften zu lieben. Wer würde bestreiten wollen, daß so etwas möglich ist? Doch hier geht es darum zu klären, inwieweit *aktuale* Liebe zu einem fiktiven Gegenstand möglich ist.

Wir können das jetzt klären:

Es ist möglich, fiktive Gegenstände zu bewundern, zu lieben, faszinierend oder langweilig zu finden usf., ohne sich dabei im geringsten irrational zu verhalten; allerdings nur, wenn die jeweiligen Einstellungen auf fiktive Gegenstände *als fiktive Gegenstände* gerichtet sind, d. h. wenn die Einstellung dadurch bestimmt ist, daß der fiktive Gegenstand so-und-so ist, und nicht beispielsweise dadurch, daß ein Meisterdetektiv so-und-so ist.

Freilich sind dadurch gewisse Einstellungen ausgeschlossen. Es ist beispielsweise nicht möglich, rationalerweise einen fiktiven Gegenstand zu beneiden oder zu bemitleiden. Ebenso unmöglich erscheint es mir, sich vor einem fiktiven Gegenstand zu fürchten. Freilich: Man empfindet Angst beim Lesen einer Gruselgeschichte oder beim Anschauen eines Horrorfilms. Aber das beweist nicht, daß wir uns vor den Gegenständen solcher Fiktionen fürchten (jedenfalls so lange wir uns darüber im Klaren sind, daß wir es mit Fiktionen zu

---

<sup>12</sup>Daß ich hier von “Arten von Liebe” rede, könnte mißverständlich sein. In einem Sinn kann man natürlich “Arten von Liebe” unterscheiden, beispielsweise die Liebe zur Heimat, die Liebe zum Beruf, die Liebe zur Hauskatze etc. In diesem Sinne ist natürlich auch die Liebe zu Artefakten eine besondere Art von Liebe. Aber wenn Woods “O-Liebe” von gewöhnlicher Liebe unterscheidet, scheint er etwas anderes im Sinne zu haben. Darauf deutet einerseits die Verwendung des “olim-operators” und andererseits seine Bemerkung, die “O-Liebe” zu einem fiktiven Gegenstand sei irrational. Vielleicht ist Woods’ “O-Liebe” ein Pendant zu Waltons “Quasi-Angst”. (Siehe weiter unten.)

tun haben). Es muß nicht jede Angst einen Gegenstand haben. Ich kann zwar sagen: "Ich habe Angst vor der Dunkelheit"; aber das bedeutet nicht, daß die Dunkelheit ein Gegenstand ist, vor dem ich mich fürchte, sondern nur, daß ich mich im Dunkeln fürchte. Es gibt so etwas wie eine gegenstandslose Furcht, die unwillkürlich entsteht und nicht den Glauben, in Gefahr zu sein, einschließt. Die Angst vor der Dunkelheit gehört dazu, und wahrscheinlich auch die Angst davor, in eine große Tiefe zu springen (auch wenn man angeseilt ist oder einen Fallschirm hat). Die Angsterlebnisse beim Anschauen von Horrorfilmen scheinen mir von dieser Art zu sein.

Es gibt Dinge, die man unwillkürlich als unheimlich oder bedrohlich empfindet, auch wenn man genau weiß, daß keine reale Bedrohung vorliegt. Bestimmte Bilder oder Situationen können ein Gefühl der Bedrohung auslösen. Das Horror- und Gruselgenre bedient sich solcher angstausslösender Muster. Filmbilder mehr als menschengroßer Ameisen lösen wahrscheinlich in fast allen Menschen ein Gefühl des Unbehagens aus, das sich unter Umständen zu Grauen und Angst steigern kann. (Da hilft auch kein Wissen über Filmtricks.) Aber diese Angst ist nicht eine Angst vor den Gegenständen des Films (außer im Zustand der Einlebung). Diese Angst hat überhaupt keinen Gegenstand. Die Bilder des Films wirken als Auslöser für eine gegenstandslose Angst, so wie Dunkelheit als Auslöser für eine gegenstandslose Angst wirken kann. Die Tatsache, daß Fiktionen uns manchmal Angst einjagen, zwingt uns also nicht anzunehmen, daß wir uns vor fiktiven Gegenständen fürchten.

Eine andere Erklärung für das Angstphänomen bietet Kendall L. Walton an: Die Rezipienten nehmen die Fiktion nicht nur passiv auf, sondern kreieren sich sozusagen ihre eigenen privaten Parallel-Fiktionen, in denen sie selbst vorkommen. Sie spielen ein "game of make-belief". Dabei kann es Teil des Spiels sein, Angst zu empfinden. Da aber die Angst ja nur ein Teil des Spiels ist, handelt es sich dabei nicht um echte Angst, sondern um eine Art "Quasi-Angst". Dabei gibt Walton zu, daß sich die "Quasi-Angst" *erlebnismäßig* möglicherweise durch nichts von echter Angst unterscheidet. Jemand, der "Quasi-Angst" durchmacht, kann genau dieselben Erlebnisse haben wie jemand, der echte Angst erlebt, einschließlich körperlicher Phänomene wie Herzklopfen, Ansteigen des Blutdrucks etc. Echte Angst könne das dennoch nicht sein, denn diese schließe den Glauben ein, daß man in Gefahr ist; und die Rezipienten, die ihr "game of make-belief" spielen, haben diesen Glauben nicht.<sup>13</sup>

Ich denke, wie oben schon gesagt, daß es nicht zutrifft, daß Angst in jedem Fall den Glauben an eine echte Gefahr einschließt. Daher erscheint es mir absurd zu leugnen, daß

---

<sup>13</sup>Siehe *Fearing Fictions*.

man beim Ansehen eines Horrorfilms echte Angst empfinden kann. Aber eigentlich ist das nicht das Problem. Man kann zwei Arten von Angst unterscheiden: eine, die den Glauben an eine Bedrohung einschließt und eine, die das nicht tut. Dagegen ist nichts einzuwenden. Man kann auch, wenn man möchte, die zweite Art von Angst "Quasi-Angst" nennen. Doch ich habe Zweifel, ob Waltons Annahme privater "games of make-belief" tatsächlich das erklärt, was sie erklären sollte, nämlich das Phänomen der Angst bzw. "Quasi-Angst".

Denn was tun die Rezipienten nach Auffassung Waltons? Sie kreieren sich ihre privaten Fiktionen anhand der öffentlichen Fiktion, d. h. anhand der filmischen oder literarischen Erzählung. Und das bedeutet: die Rezipienten betätigen sich selbst als *Autoren* oder wenigstens Mit-Autoren ihrer Fiktion. Als Autoren imaginieren sie bestimmte Situationen und Ereignisse. Nach Ansicht Waltons sind die Autoren-Rezipienten selbst Teil ihrer privaten Fiktionen, d. h. sie kommen selbst darin vor. Das kann ich nicht akzeptieren, weil ich die Annahme realer Gegenstände in Fiktionen grundsätzlich ablehne. Aber das ist hier nicht wichtig. Ich kann statt dessen sagen: mein fiktives Ich ist Teil der Fiktion. (Es macht hier keinen wesentlichen Unterschied.) Obwohl ich nicht Teil einer Fiktion sein kann, kann ich eine Fiktion kreieren, indem ich mich selbst als etwas anderes imaginiere.<sup>14</sup> Wenn ich aber nun imaginiere, daß ich in einer bedrohlichen Situation bin (Monster bewegen sich auf mich zu, schwarze Löcher tun sich vor mir auf...), muß ich dann unbedingt Angst empfinden? Gewiß nicht. Wäre dem so, dann müßten die Autoren von Gruselgeschichten und Horrorfilm-Drehbüchern ähnlich empfinden wie die Rezipienten dieser Werke. Aber ich glaube nicht, daß das der Fall ist. Selbst Autoren mit einer sehr lebhaften Phantasie dürften für gewöhnlich nicht den Schrecken selbst erleben, den später manche Rezipienten erleben. Rezipienten haben also Angsterlebnisse, Autoren nicht (jedenfalls nicht im Standardfall). Daher erscheint mir Waltons Theorie nicht wirklich hinreichend zur Erklärung des Angstphänomens.

Trotzdem ist die Idee der Rezipienten als Autoren ihrer privaten Fiktionen interessant. Zweifellos gibt es das: daß jemand den Roman, den Film, das Bild etc. sozusagen nur als Ausgangspunkt nimmt, um sich seine eigene Fiktion zu kreieren. Da Fiktionen ja nicht vollständig bestimmt sind, gibt es da viel Raum für eigene Kreativität. Das gilt besonders für *geschriebene* Fiktionen (filmische Fiktionen sind wahrscheinlich in wesentlich höherem Maß bestimmt). Beispielsweise ist das Aussehen der Personen in der Geschichte meistens nur angedeutet, manchmal nicht einmal das. Und doch machen sich die meisten Leser irgendeine Vorstellung von den Figuren (wobei wahrscheinlich auch diese Vorstellungen nicht vollständig bestimmt sind). In diesem Sinne sind die Rezipienten also auch Autoren;

---

<sup>14</sup>Siehe Abschnitt IVa.: "Reale Gegenstände in Fiktionen".

und es gibt wahrscheinlich zu den meisten öffentlichen Fiktionen eine Vielzahl privater Fiktionen, die von den Rezipienten kreiert wurden.

Wir müssen dann sagen: Es gibt eine öffentliche Hamlet-Figur und viele private Hamlet-Figuren. Doch manche können gerade diese Konsequenz nicht akzeptieren:

“Da die Bestimmung des Gegenstandes nicht dicht ist, können wir - im gegebenen Interpretationsrahmen - den Gegenstand ‘auffüllen’. (...) Erhebt man dieses Faktum freilich in den Rang einer ontologischen These, so könnte damit mitgemeint sein, daß jeder Leseakt auch die Existenz eines Gegenstandskomplexes in einer Weise rekonstituiert, daß das Produkt ein eigenes Sinngebilde auf eigenpsychischer Basis wäre. (...) Jeder Leser hätte dann ‘seinen’ Eduard, Hamlet oder Don Quichotte. Ich halte diese Konsequenz für hinreichend absurd, um sie von einer weiteren Überprüfung zu dispensieren.”<sup>15</sup>

Ich halte diese Konsequenz ganz und gar nicht für absurd; und ich sehe eigentlich keinen Grund, sie nicht zu akzeptieren, sofern man grundsätzlich folgendes anerkennt: 1. Es kann private Fiktionen geben. 2. Es kann mehrere Hamlets, Don Quichottes etc. geben. Für beides habe ich schon an anderer Stelle argumentiert.<sup>16</sup>

Wie ist aber die Beziehung zwischen den vielen einzelnen privaten Fiktionen und der jeweiligen öffentlichen Fiktion (dem Roman, dem Film...)? Ich glaube, der Versuch, hier eine logische Beziehung zu finden, ist nicht sehr aussichtsreich. Denn es ist ja nicht nur so, daß die einzelnen privaten Fiktionen miteinander unverträglich sein können; es können ja auch private Fiktionen mit der einen öffentlichen Fiktion unverträglich sein. Denn Leser können unaufmerksam sein oder bestimmte Passagen des Textes einfach vergessen oder ignorieren; beispielsweise kann es sein, daß eine Figur einer öffentlichen Fiktion Grauäugig-zu-sein enkodiert, daß sich der Leser aber seinen privaten Helden als blauäugig ausmalt. Dann enkodiert die private Figur Blauäugig-zu-sein. D. h.: Nicht einmal logische Verträglichkeit muß zwischen öffentlichen und privaten Fiktionen bestehen. Ich meine, die Beziehung zwischen öffentlichen und privaten Fiktionen ist einfach eine Art von Kausalbeziehung. Das Lesen eines Romans, das Anschauen eines Films kann einen Rezipienten anregen, sich seine eigene Fiktion zu kreieren, wie ähnlich oder unähnlich sie der öffentlichen Fiktion auch sein mag. Die kreative Arbeit des Rezipienten mag in dem Moment abgeschlossen sein, in dem er das Buch zuklappt oder die Kinoleinwand dunkel wird; sie mag aber auch noch weitergehen. Es kann sein, daß am Ende die private Fiktion eine Erweiterung der öffentlichen Fiktion ist (daß sie die öffentliche Fiktion sozusagen als Teil enthält, selbst aber vollständiger bestimmt ist als diese); es kann aber auch sein, daß die private Fiktion überhaupt keine Ähnlichkeit mit der öffentlichen mehr aufweist. In

---

<sup>15</sup>Haller, *Facta und Ficta*, S. 79f.

<sup>16</sup>Siehe zu 1. Abschnitt IVa.: “Reale Gegenstände in Fiktionen”; zu 2. Abschnitt IVb: “Identität und Individuierung”.

allen Fällen hatte die öffentliche Fiktion einen ursächlichen Einfluß auf die Entstehung oder Weiterentwicklung privater Fiktionen.

Kann man also fiktive Gegenstände bewundern, bemitleiden, sich vor ihnen fürchten und sie lieben?

Wir können die Frage jetzt zusammenfassend so beantworten:

Man kann fiktive Gegenstände bewundern und lieben - als fiktive Gegenstände, d. h. als Artefakte. Bemitleiden, verachten oder fürchten kann man sie nicht, jedenfalls nicht, solange klar ist, daß man es mit fiktiven Gegenständen zu tun hat. Im Zustand der Einlebung oder im extremen Fall der Verwechslung von Fiktion und Realität ist natürlich alles möglich. Außerdem können Fiktionen als Auslöser von Gefühlen und Einstellungen fungieren, beispielsweise als Auslöser für Angst, Sehnsüchte, sexuelle Erregung, vielleicht sogar Neidgefühle. Aber diese Gefühle und Einstellungen sind nicht auf die Gegenstände der Fiktion gerichtet. Wie und unter welchen Umständen dieser Auslösemechanismus funktioniert, scheint eher eine psychologische denn eine philosophische Frage zu sein.

Man kann also drei Ebenen unterscheiden:

1. Die Ebene der nüchternen Einstellungen zur Fiktion als Ganzes und ihren Gegenständen.
2. Die Ebene der Einstellungen im Zustand der Einlebung.
3. Die Ebene der Einstellungen und Gefühle, die zwar durch die Fiktion ausgelöst werden, aber nicht auf sie oder ihre Gegenstände gerichtet sind.

Wahrscheinlich besteht der Prozeß der Rezeption eines fiktionalen Werks für gewöhnlich in einem sehr komplexen Zusammenwirken dieser drei Ebenen. Wie dieses Zusammenwirken genau aussieht, das scheint mir wiederum eher eine empirische als eine philosophische Frage zu sein.

# Literatur

- Alston, William P.: The Ontological Argument Revisited. In: Doney, Willis (ed.), *Descartes* (Notre Dame 1967), 278-302. [Original in: *The Philosophical Review* 69 (1960), 452-474.]
- Alston, William P.: Ontological Commitments. In: Iseminger, *Logic and Philosophy*, 157-66. [Original in: *Philosophical Studies* 9 (1958), 8-17.]
- Bach, Kent: Failed Reference and Feigned Reference: Much Ado about Nothing. In: *Grazer Philosophische Studien* 25/26 (1985/86), 359-374.
- Berlin, Isaiah: The Purpose of Philosophy. In: Hardy, Henry (ed.), *Concepts and Categories* (New York 1981), S. 1-11.
- Blocker, H. Gene: The Truth about Fictional Entities. In: *Philosophical Quarterly* 24 (1974), 27-36.
- Braithwaite, R. B.: Symposion: Imaginary Objects. In: *Proceedings of the Aristotelian Society*, Supp. Vol. XII (1933), 44-54.
- Brandl, Johannes: Gegenstandslose Gedanken. In: *Grazer Philosophische Studien* 25/26 (1985/86), 501-531.
- Cadieux, Jean André: *The Ontological Status of Fictional Entities* (phil. Diss., Minnesota 1976).
- Carnap, Rudolf: *Scheinprobleme in der Philosophie* (Berlin 1928).
- Carnap, Rudolf: Empiricism, Semantics, and Ontology. In: *Revue Internationale de Philosophie* 4 (1950), 20-40.
- Castañeda, Hector-Neri: Fiction and Reality: Their fundamental connections. In: *Poetics* 8 (1979), 31-62.
- Castañeda, Hector-Neri: Fiction, Perception, and Forms of Predication (Reply to Künne). In: Jacobi/Pape, *Thinking and the Structure of the World*, 268-284.
- Castañeda, Hector-Neri: Individuals, Reference, and Existence (Reply to Kapitan). In: Jacobi/Pape, *Thinking and the Structure of the World*, 459-472.
- Chisholm, Roderick M.: Beyond Being and Nonbeing. In: Haller, Rudolf (ed.), *Jenseits von Sein und Nichtsein* (Graz 1972), 25-33.
- Crittenden, Charles: Fictional Existence. In: *American Philosophical Quarterly* 3 (1966), 317-321.
- Crittenden, Charles: Thinking about Non-Being. In: *Inquiry* 16 (1973), 290-312.

- Crittenden, Charles: Fictional Characters and Logical Completeness. In: *Poetics* 11 (1982), 331-344.
- Devine, Philip E.: The Logic of Fiction. In: *Philosophical Studies* 26 (1974), 389-399.
- Donnellan, Keith S.: Speaking of Nothing. In: Copi, Irving M./Gould, James A. (eds.), *Contemporary Philosophical Logic* (New York 1978), 97-119. [Original in: *Philosophical Review* 83 (1974), 3-30.]
- Elliott, R. K.: The Aesthetic and the Semantic. A Reply to Mr. Pleydell-Pearce. In: *British Journal of Aesthetics* 8 (1968), 35-48.
- Ferrater-Mora, J.: Fictions, Universals, and Abstract Entities. In: *Philosophy and Phenomenological Research* 37 (1976/77), 353-367.
- Fine, Kit: The Problem of Non-Existents. I. Internalism. In: *Topoi* 1 (1982), 97-140.
- Fine, Kit: Critical Review of Parsons' *Nonexistent Objects*. In: *Philosophical Studies* 45 (1984), 95-142.
- Fine, Kit: *Reasoning with Arbitrary Objects* (Oxford 1985).
- Fitch, Frederic B.: Some Logical Aspects of Reference and Existence. In: *The Journal of Philosophy* 57 (1960), 640-647.
- Gabriel, Gottfried: Fiction and Truth, Reconsidered. In: *Poetics* 11 (1982), 541-551.
- Haller, Rudolf: Friedlands Sterne oder Facta und Ficta. In: Ders., *Facta und Ficta* (Stuttgart 1986), 36-51.
- Haller, Rudolf: Wirkliche und fiktive Gegenstände. In: Ders., *Facta und Ficta* (Stuttgart 1986), 57-93.
- Heintz, John: Reference and Inference in Fiction. In: *Poetics* 8 (1979), 85-99.
- Hintikka, Jaakko: Existential Presuppositions and Existential Commitments. In: *The Journal of Philosophy* 56 (1959), 125-137.
- Howell, Robert: Fictional Objects: How They Are and How They Aren't. In: *Poetics* 8 (1979), 129-177.
- Iseminger, Gary (ed.): *Logic and Philosophy* (New York 1968).
- Jacobi, Klaus/Pape, Helmut (eds.): *Thinking and the Structure of the World*. Hector-Neri Castañeda's epistemic ontology presented and criticized (Berlin 1990).
- Kapitan, Tomis: Preserving a Robust Sense of Reality. In: Jacobi/Pape, *Thinking and the Structure of the World*, 449-458.
- Khatchadourian, Haig: Fictional Sentences. In *Ratio* 20 (1978), 103-115.

- Kripke, Saul: John Locke Lectures 1973 (unveröffentlicht).
- Künne, Wolfgang: *Abstrakte Gegenstände*. Semantik und Ontologie (Frankfurt/Main 1983).
- Künne, Wolfgang: Perception, Fiction, and Elliptical Speech. In: Jacobi/Pape, *Thinking and the Structure of the World*, 259-267.
- Lambert, Karel: Notes on "E!". In: *Philosophical Studies* 9 (1958), 60-63.
- Lambert, Karel: *Meinong and the Principle of Independence*. Its place in Meinong's theory of objects and its significance in contemporary philosophical logic (Cambridge 1983).
- Leblanc, Hugues/Hailperin, Theodore: Nondesignating Singular Terms. In: *The Philosophical Review* 68 (1959), 239-243.
- Lejewski, Czeslaw: Logic and Existence. In: *The British Journal for the Philosophy of Science* 5 (1954), 104-119.
- Leonard, Henry S.: The Logic of Existence. In: *Philosophical Studies* 7 (1956), 49-64.
- Lessing, Gotthold Ephraim: *Fabeln. Abhandlungen über die Fabel* (Stuttgart 1967).
- Lewis, David: Truth in Fiction. In: *American Philosophical Quarterly* 15 (1978), 37-46.
- Macdonald, Margaret: The Language of Fiction. In: Tillman, Frank A./Cahn, Steven M., *Philosophy of Art and Aesthetics*. From Plato to Wittgenstein (New York 1969), 617-630. [Original in: *Proceedings of the Aristotelian Society*, Supp. Vol. XXVII (1954), 165-184.]
- Mally, Ernst: *Gegenstandstheoretische Grundlagen der Logik und Logistik* (Leipzig 1912).
- Margolis, Joseph: *The Language of Art and Art Criticism*. Analytic Questions in Aesthetics (Detroit 1965).
- Margolis, Joseph: Psychological and Logical Distinctions Respecting Fiction. In: *The Journal of Aesthetics and Art Criticism* 27 (1969), 257-260.
- Margolis, Joseph: Reference as Relational: *Pro* and *Contra*. In: *Grazer Philosophische Studien* 25/26 (1985/86), 327-357.
- Martin, Robert M./Schotch, Peter K.: The Meaning of Fictional Names, In: *Philosophical Studies* 26 (1974), 377-388.
- Mitchell, Julian: Truth and Fiction. In: *Philosophy and the Arts* (London 1973), 1-22.
- Moore, George E. : Symposion: Imaginary Objects. In: *Proceedings of the Aristotelian Society*, Supp. Vol. XII (1933), 55-70.
- Parsons, Terence: A Meinongian Analysis of Fictional Objects. In: *Grazer Philosophische Studien* 1 (1975), 73-86.

- Parsons, Terence: *Nonexistent Objects* (New Haven 1980).
- Parsons, Terence: Nominalistic Theories of Fictional Objects. In: *Poetics* 11 (1982), 311-329.
- Pleydell-Pearce, A. G.: Sense, Reference and Fiction. In: *British Journal of Aesthetics* 7 (1967), 225-236.
- Pleydell-Pearce, A. G.: A 'No-Reference' Theory of Aesthetics. A reply to Mr. Elliott's reply. In: *British Journal of Aesthetics* 8 (1968), 407-409.
- Pollard, Denis E. B.: Dichtung und Semantik. In: *Ratio* 15 (1973), 54-69.
- Quine, Willard Van Orman: On What There Is. In: *From a Logical Point of View* (Cambridge 1953), 1-19.
- Quine, Willard Van Orman: Reference and Modality. In: *From A Logical Point of View* (Cambridge 1953), 139-159.
- Rorty, Richard: Is There a Problem about Fictional Discourse? In: Henrich, Dieter/Iser, Wolfgang (eds.), *Funktionen des Fiktiven* (München 1983), 67-93.
- Routley, Richard: The Semantical Structure of Fictional Discourse. In: *Poetics* 8 (1979), 3-30.
- Russell, Bertrand: *Probleme der Philosophie* (Frankfurt/Main 1967).
- Ryan, Marie-Laure: Fiction, Non-Factuals, and the Principle of Minimal Departure. In: *Poetics* 9 (1980), 403-422.
- Ryle, Gilbert: Symposium: Imaginary Objects. In: *Proceedings of the Aristotelian Society*, Supp. Vol. XII (1933), 18-43.
- Searle, John R.: Der logische Status fiktionalen Diskurses. In: Ders., *Ausdruck und Bedeutung*. Untersuchungen zur Sprechakttheorie (Frankfurt/Main 1982), 80-97.
- Simons, Peter: Alexius Meinong: Gegenstände, die es nicht gibt. In: Speck, Josef (ed.), *Grundprobleme der großen Philosophen. Philosophie der Neuzeit IV* (Göttingen 1986), 91-127.
- Smith, Barry: Ingarden vs. Meinong on the Logic of Fiction. In: *Philosophy and Phenomenological Research* 40 (1980), 93-105.
- Sirridge, M. J.: Truth From Fiction?. In: *Philosophy and Phenomenological Research* 35 (1975), 453-471.
- Thomasson, Amie: The Reference of Fictional Names. In: *Kriterion* 3 (1993), Nr. 6, 3-12.
- Thomasson, Amie: Die Identität fiktionaler Gegenstände. In: *Conceptus* 27 (1994), Nr. 70, 77-95.

- Tohinaka, Ken: *Reference and the Problem of Non-Existent Referents* (phil. Diss., Temple 1976).
- Urmson, J. O.: Fiction. In: *American Philosophical Quarterly* 13 (1976), 153-157.
- van Fraassen, Bas C.: Singular Terms, Truth-Value Gaps, and Free Logic. In: *The Journal of Philosophy* 63 (1966), 481-495.
- van Inwagen, Peter: Creatures of Fiction. In: *American Philosophical Quarterly* 14 (1977), 299-308.
- Vision, Gerald: Fictional Objects. In: *Grazer Philosophische Studien* 2 (1980), 45-59.
- Walton, Kendall L.: Fearing Fictions. In: *The Journal of Philosophy* 75 (1978), 5-27.
- White, Morton: The Use of 'Exists'. In: Iseminger, *Logic and Philosophy*, 127-145.  
[Original in: White, Morton: *Toward Reunion in Philosophy* (Cambridge 1956).]
- Wildekamp, Ada/van Montfoort, Ineke/van Ruiswijk, Willem: Fictionality and Convention. In: *Poetics* 9 (1980), 547-567.
- Williams, C. J. F.: *What Is Existence?* (Oxford 1981).
- Wolterstorff, Nicholas: *Works and Worlds of Art* (Oxford 1980).
- Woods, John: Fictionality and the Logic of Relations. In: *Southern Journal of Philosophy* 7 (1969), 51-63.
- Woods, John: *The Logic of Fiction*. A philosophical sounding of deviant logic (Mouton 1974).
- Woods, John: Animadversions and Open Questions, Reference, Inference and Truth in Fiction. In: *Poetics* 11 (1982), 553-562.
- Zalta, Edward N.: *Abstract Objects*. An introduction to axiomatic metaphysics (Dordrecht 1983).
- Zalta, Edward N.: *Intensional Logic and the Metaphysics of Intentionality* (Cambridge 1988).

# Kontingente Abstrakta

## Zur Ontologie und Logik fiktiver Gegenstände

### (Zusammenfassung)

Die zentrale Frage dieser Arbeit lautet: Gibt es fiktive Gegenstände, und wenn ja, welchen ontologischen Status haben sie?

Ausgangspunkt ist die Feststellung, daß wir viele Sätze als wahr akzeptieren, in denen, dem Anschein nach jedenfalls, fiktiven Gegenständen Eigenschaften zugesprochen werden.

Zu Beginn werden zwei reduktionistische Strategien diskutiert, nämlich: 1. die Paraphrasierungsstrategie; 2. die "Unschuldsthese", also die These, daß es möglich ist, Sätze über Gegenstände zu akzeptieren, ohne ontologisch auf die Annahme dieser Gegenstände festgelegt zu sein. Beide Ansätze werden zurückgewiesen.

Es wird unterschieden zwischen dem *fiktionalen Diskurs* und dem *Diskurs über Fiktionen*. Fiktionen werden (für gewöhnlich) durch Sprechakte kreiert; die Sprechakte, die der Kreation einer Fiktion dienen, gehören dem fiktionalen Diskurs an. Im fiktionalen Diskurs haben die Sätze keinen Wahrheitswert und die Namen bezeichnen nichts. Im Diskurs über Fiktionen dagegen sind die Sätze wahr oder falsch und Namen werden referentiell gebraucht.

Es wird eine Theorie fiktiver Gegenstände entwickelt, deren wichtigste Thesen lauten: Fiktive Gegenstände *existieren*. Sie sind abstrakte Individuen (abstrakt im Sinne von nicht-materiell), auf einer Ebene mit Geschichten, Symphonien und anderen Artefakten, die zwar zeitliches, aber nicht räumliches Sein haben.

Das Hauptproblem jeder nicht-reduktionistischen Theorie fiktiver Gegenstände besteht darin, daß viele Wahrheiten über fiktive Gegenstände mit Wahrheiten betreffend die Wirklichkeit konfliktieren. Dieses Problem wird gelöst durch die Unterscheidung *zweier Arten der Prädikation*: Fiktive Gegenstände können in zwei verschiedenen Relationen zu Eigenschaften stehen; sie können Eigenschaften entweder *exemplifizieren* oder *enkodieren*.

Die Theorie wird angewendet auf eine Reihe vieldiskutierter Probleme: Wodurch werden fiktive Gegenstände individuiert? Gibt es reale Gegenstände in Fiktionen? Sind fiktive Gegenstände logisch unvollständig? Kann man fiktive Gegenstände bewundern, bemitleiden und lieben?

Es werden folgende Thesen verteidigt: Fiktive Gegenstände werden vollständig individuiert durch ihre "internen" Eigenschaften, d. h. durch diejenigen Eigenschaften, die sie enkodieren. Reale Gegenstände in Fiktionen gibt es nicht; es gibt nur fiktive Gegenstände, die auf realen Gegenständen *basieren*. Fiktive Gegenstände sind vollständig. Man kann fiktive Gegenstände bewundern und lieben - als fiktive Gegenstände. Bemitleiden, verachten oder fürchten kann man sie nicht, außer im Zustand des "Einlebens" in eine Fiktion.